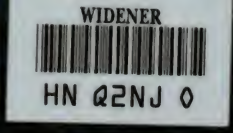
Aus
28320
58



Digitized by Google

Aus 283 20.58

Harvard College Library

FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT

Class of 1828

Digitized by Google

Digitized by Google

Wien,

wie es war und ist.

Federzeichnungen

von

Heinrich Ritter von Levitschnigg.

Pest und Wien.
Hartleben's Verlags-Expedition.
1860.

Digitized by Google

Aus 2 S 320.58

HARVARD COLLEGE LIBRARY
NOV. 7, 1919
MINOT FUND

Digitized by Google

Vorwort.

Der Verfasser dieser Federzeichnungen weiß und fühlt, daß er dem Titel »Wien, wie es war und ist« leider nicht vollkommen Genüge geleistet habe. Neu-Wien namentlich hätte eine reichere Ausbeute liefern können. Das geistige Treiben der Gegenwart würde sehr schauenswerthe Silhouetten ermöglicht haben. Die Ungunst der Zeitverhältnisse veranlaßte jedoch den Autor, derlei Spiegelbilder für einen zweiten Theil dieses Buches aufzubewahren, falls anders rascher Absatz die Garantie bieten sollte, die Lesewelt habe diese Federzeichnungen nicht ganz ungünstig aufgenommen.

Wien, am Tage des heiligen Marentius 1859.

Digitized by Google

Digitized by Google

1. Der Prater und seine letzten Mohikans.

Es war eine Zeit, wo sich die Bewohner von Wien eine Residenz gar nicht zu denken vermochten, falls sie anders keinen Prater aufzuweisen hatte. Wie der Aelpler in der Niederung bei dem Klange des Kuhreigens vom Heimweh befallen wird, blickte der Wiener in der Fremde düster und trübe, wenn er im fernen Lande der glänzenden Praterfahrt am ersten Mai gedachte.

Das Donauwäldchen zerfiel schon damals, und es zerfällt auch jetzt noch in zwei streng geschiedene Lustgebiete. Darf man Stadtviertel mit Auen vergleichen, so möchte ich sagen, die Hauptallee im Prater gleiche dem vornehmen Pariser Faubourg Saint-Germain; der Wurstelprater aber sei ein Abbild der lustigen, wenn auch etwas ungeschlachten Vorstadt Saint-Antoine mit ihren zahllosen Schänken und Estaminets, mit so mancher dunklen, aber weithin bekannten Chaumière.

Die Hauptallee im Prater ist auch jetzt noch für das lebenslustige Wien, was der Korso für das heilige Rom, der Boulevard für das leichtsinnige Paris, Zarskoe-Selo für das prächtige Petersburg, das Schloß Windsor für das phlegmatische London, der Prado für das verliebte Madrid, der Thiergarten für das philosophische Berlin.

Digitized by Google

Leider währt die Glanzzeit dieser Allee kaum durch drei Monate.

Im März beginnen die Nachmittagfahrten. Das ist das Frühjahr des Praters. Wenige Wochen verstreichen, der Ostermontag kommt, und mit ihm gelangt man zur Generalprobe der großen Galla-Oper im Freien. Das ist der Tag der Blüthe. Am ersten Mai aber findet die erste Vorstellung statt. Der Prater gleicht einem Théâtre paré im Grünen. Die wappengeschmückten Wagen ersetzen die Logen ersten Ranges; Miethkutschen vertreten die erste Gallerie, Fiaker nehmen die Zuschauer im zweiten und dritten Stocke auf, die Komfortables aber sind die Zufluchtsstätte der Bewohner des sogenannten Olympes. Das ist die Zeit der Frucht. Gleich darauf beginnt der lange Herbst. Die Hauptallee mahnt an eine morgenländische Schönheit, reif, üppig, entfaltet schon in frühen Jahren, aber eben so rasch verblühend, eine Matrone vor der Zeit der Falten, eine Greisin, lang bevor ihr die dunklen Locken ergrauten!

Was liegt daran?

Ihr Mairecht blieb unverkümmert.

Schlimmer ist es mit dem sogenannten Wurstelprater bestellt, mit jenem Tummelplatze der unteren Volksschichten, mit seinen hundert Wirthshäusern, mit seinen Schaubühnen, Karoussels, Kegelbahnen, Wachsfiguren-Kabineten, Schaukeln und Panoramen.

Neuwien verträgt sich nicht mit dem Bajazzo.

Ein Stück Wiener Volksleben liegt seit vielen Jahren im Wurstelprater vergraben. Dieser Lustort verlor bereits an Zulauf, als das Wettrennen der herrschaftlichen

Digitized by Google

Schnellläufer mißliebig geworden. Diesen Läufern erging es wie den Alttürken. Man behandelte sie wie den »kranken Mann« am goldenen Horn; man stellte sie gegen ihren Willen unter eine strenge Vormundschaft, die aus Sorge für die Gesundheit ihrer Mündel den Gebrauch der Gebeine und Lungen beschränkte.

Die Kultur schritt weiter.

Das Ringelreiten wurde durch die Dampfrosse des berühmten Fulton verdrängt, der Hannswurst ging unter die Journalisten, und schrieb über Volksbildung in den Kreuzerblättern, die Kegelbahn wurde bei dem Anblicke der Kurszettel vergessen, die Wachsfiguren debutirten in den Possen, der Aktienschwindel ersetzte die Schaukeln, und statt Panoramen zu betrachten, liest man jetzt lieber die Rubrik »Gerichtshalle« in der Tagespresse.

Und doch ist der Prater nicht ausgestorben.

Er besitzt seine letzten Mohikans.

Es sind die Biermanen.

Fürchte nicht, lieber Leser, daß ich dich nach dem fernen Asien entführe, und wohl gar beabsichtige, dir von Sitten und Gebräuchen des kriegerischen Volkes der Birmanen am Irawaddyflusse zu erzählen. Sieh nur schärfer hin!

Die Orthographie ist verschieden.

Die Mohikans des Praters schreiben sich: Biermanen.

Es sind Freunde des Gerstensaftes, Unterthanen des alten gallischen Königs Gambrinus; wir haben von der weitverzweigten Bruderschaft in cerevisia zu sprechen. Ein Fremder vermag es gar nicht zu begreifen, wie es

Digitized by Google

kam, daß in Wien, mitten zwischen fruchtbaren grünen Rebenhügeln gelegen, das Budget an Gerstensaft eine so fabelhafte Höhe erreichen konnte. Die Wiener Biertheuerung wird in künftigen Tagen von so manchem ungläubigen Thomas als eine lächerliche Mythe bezeichnet werden. Es ist leider bereits Thatsache, daß ein sparsames Wiener Stadtkind lieber nach einem Becher Wein, als nach dem Bierkrug zu greifen pflegt.

Weintrinken heißt bei uns Oekonomie betreiben; ja so manche arme Sippschaft könnte behaglich von dem Heidengelde leben, was so mancher reiche Zecher das Jahr über an Bier durch die Kehle jagt, in die Binde gießt. Das Silber steht in Wien seit langem hoch im Kurse, aber das meiste Agio wandert einfach nach den Bräuereien.

Doch zurück zu dem Prater!

Was ist es mit seinen Mohikans?

So lange der Winter währt, wohnen und hausen unsere Biermanen in verschiedenen Ländern an der Donau, nächst der Ballgasse, an der Wien, in Fünfhaus, in der Nachbarschaft der Schmelz. Dort gibt es manchen glänzenden Tempel des Gambrinus, hoch, luftig, so viele halbgeöffnete Schwebefenster weisend, daß man in der Schweiz zwischen Schwyz und Zug zu weilen glaubt, wo nach der Angabe eines alten Postbüchleins Rheumatismus, Husten und Schnupfen heimisch zu sein pflegen. Sonst herrscht daselbst, wie gesagt, den Winter über gemüthlicher Frohsinn.

Anders im Frühling!

Wenn die Mailuft weht, dann beginnt eine Völker-

Digitized by Google

wanderung in Taschenformat. Dann ziehen Karawanen durstiger Pilgrime nach dem Donaugestade. Ihr Mekka sind die Bierschenken im Prater. Schon im April, kaum daß die wilden Kastanienbäume auszuschlagen beginnen, zeigen sich einzelne spürnasige Wandersleute am äußersten Saume der Jägerzeile.

Es gibt Kundschafter, wie sie einst Josua nach dem gelobten Lande Kanaan entsendete; doch steht ihr Gelüste nach einer frischen Tonne Märzenbier, nicht etwa nach einer schnöden, wenngleich riesigen Weintraube.

Andere Zeiten, andere Sitten!

Die Zahl dieser Kundschafter mehrt sich mit jedem sonnigen Tage. Bald rückt ein stattliches Heer nach dem »Biernamwalde«. Das ist die Zeit der Ernte oder Lese für die Schenken im Prater.

Das Heer zersplittert sich in »Fähnleins«.

In den besseren Schenken bildet man förmliche Hauptquartiere von Stammgästen, und wie es Patriarchen unter den Bäumen des Praters gibt, so findet sich auch hier so mancher Nestor aus dem Reiche des Gambrinus. Sein Wort ist heilig, Niemand darf Einsprache gegen seinen Schiedsspruch erheben.

Er ist der große, fürchterliche Mann,
Der Gerstensaft hoch rühmen, wie verdammen kann!

Hat er doch die Statistik des Wiener Bieres im kleinen Finger sitzen, gilt er doch als Leibhistoriker alles dessen, was sich seit einer langen Reihe von Jahren im Donauwäldchen ergeben. Hat er doch jene holde Helena gekannt, welche weiland den Herrn von Voglhuber derart

Digitized by Google

bezauberte, daß er den Sattel mit dem Kutschbocke, die Feder mit der Peitsche vertauschte.

Hoch der Nestor der Biermanen!

Gläubig lauscht die jüngere Generation seinen schlichten Worten, wie es sich für Laien schickt, wenn der Altmeister zu sprechen beginnt; nur die »Eingeweihten« nicken beistimmend mit dem Haupte, falls er die Geschichte irgend einer alten Schaubude, irgend eines verwitterten Wirthshausschildes erzählt.

Es herrscht da eine eigenthümliche Terminologie.

Man möchte sie das Rothwälsch oder schöner gesagt, das Sanskrit des Praters nennen. So heißt ein Wirthshaus, das jetzt ein ganz anderes Schild führt, unter den Eingeweihten statt »zur Elster« nie anders als »Nachtigallenbauer«, denn dort wohnte einst ein paar Sommer über M. G. Saphir, der Humorist, welcher die Lieder an die wilde Rose gesungen.

Eine andere bekannte Schenke führt seltsamer Weise den Titel »König Ottokars Glück und Ende«. Dort verzechte ja der obgenannte Herr von Voglhuber eine glänzende Habe, um später mit grünem Hute und gelbseidenem Halstuche im drappfarbigen Mantel als Fiaker vom Bock herab die raschen »Jucker« zu peitschen.

Noch abenteuerlicher klingt die Bezeichnung einer etwas abgelegenen Schenke. Man nennt sie »il Pirata«. Du darfst aber dabei, geneigter Leser, ja nicht etwa an die gleichnamige Oper von Bellini denken; sondern es handelt sich hier um den wackern Schwimmer und Taucher Mangoni, der häufig in dieser Schenkstube einzusprechen pflegte. Zur Aufklärung diene, daß ein böswil-

Digitized by Google

liges, natürlich erlogenes Gerücht behauptete, jener Mann sei in seiner frühen Jugend Seeräuber gewesen. Friede seiner Asche!

An der Seite des Nestors der Tafelrunde sitzt gewöhnlich der Lustigmacher der Gesellschaft. Er hat die Pausen im Gespräche durch Ränke und Schwänke auszufüllen. Auch liegt meist ein treffliches Körnlein Witz und Humor in seinen lustigen Tischreden. Darüber ließe sich jedoch ein eigenes Kapitel niederschreiben; hier wollte ich dir, lieber Leser, blos berichten, was man sich im Prater erzählt, und was da zu bedeuten haben seine

»letzten Mohikans.«

Digitized by Google

2. Die Muſiknoth.

Motto:
Das iſt die Noth der ſchweren Zeit,
Das iſt die ſchwere Zeit der Noth.
Das iſt die ſchwere Noth der Zeit.
Das iſt die Zeit der Schwerenoth!
Chamiſſo.

Das Land Egypten wurde bekanntlich in der Vorzeit zur Strafe der Hoffart und Halsſtärrigkeit ſeines Königs oder Pharao von zehn ſchweren Plagen heimgeſucht. Das Waſſer des Nilfluſſes verwandelte ſich in Blut, dann erſchienen Fröſche, Läuſe und anderweitige läſtige Inſekten in zahlloſer Menge; die Peſtilenz wie die ſchwarzen Blattern rafften Tauſende von Opfern dahin, und ein unerhörtes Hagelwetter vernichtete die Hoffnung auf eine geſegnete Ernte.

Pharao gab nunmehr zwar ſcheinbar nach, ſpielte ſich aber bald wieder auf den Eiſenfreſſer. Da kamen Heuſchrecken, um den letzten Reſt Saat auszurotten, Finſterniß herrſchte drei Tage über im Lande, und endlich ſtarb in einer Nacht jegliche Erſtgeburt ſowohl von den Thieren als von den Menſchen, vom König bis zum Sklaven herab.

So ward der Stolz des Pharao gebrochen!

Jene Landplagen ſind es nun freilich nicht, welche

Digitized by Google

das Weichbild von Wien heimſuchen, aber eine Stadtplage gibt es, welche die Bewohner der Reſidenz ſchon ſeit vielen Jahren zu einem heimlichen Klagelied bewogen.

Es iſt: die Muſiknoth!

Dieſe entſetzliche Noth muß Stück für Stück durchgegangen, geſchildert werden, auf daß die Welt doch einmal erfahre, wie Unrecht einſt Grillparzer gethan, als er die Kaiſerſtadt an der Donau

das Kapua der Geiſter

benannte.

Ach, dieſe Noth iſt ein Leiden, welches ſelbſt das Sansſouci eines Nabob zum Marterpfühl umgeſtaltet, da es nicht blos in den Vorſtädten wüthet, ſondern auch in der inneren Stadt herrſcht, und nicht blos den Taglöhner, ſondern auch den Gentleman allmälig als Opfer dahinrafft.

Man höre!

Die Tortur wurde zwar abgeſchafft, und doch gibt es noch Folterwerkzeuge in Hülle und Fülle, welche in Wien am helllichten Tage ſchonungslos zu unleidlichem Henkerdienſte verwendet werden. Derlei Marterwerkzeuge heißen im gewöhnlichen Leben einfach: muſikaliſche Inſtrumente.

Den Reigen derſelben eröffnet — das Klavier.

Der Flügel vertritt im Reiche der Töne alle jene Inſtrumente der Qual, welche im Mittelalter zur Zeit der Tortur als Fingerpreſſe, eiſerne Handſchuhe, Pechknauel und ſpaniſche Kappe zu einer ſo traurigen Berühmtheit gelangten. Auf der Folterbank liegen oder neben

Digitized by Google

einem Klavierspieler wohnen, sind bereits gleichbedeutende Dinge geworden.

Ein Freund von mir geht noch weiter.

Er ist auch dazu berechtigt, da er als kundiger Arzt gilt.

Sein Ausspruch lautet:

»Das Klavier ist kein musikalisches Instrument mehr, es ist ein Unglück, eine Krankheit, eine Seuche, die in Wien namentlich zur Sommerszeit, der offenen Fenster halber, epidemisch auftritt, und die gesammte Nachbarschaft an gelinder Verzweiflung langsam verkümmern macht.« —

Der Mann hat Recht.

Das Klavier hat es zwar noch nicht bis zur Cholera, aber doch längst zur Cholerine gebracht, denn es gibt hierlandes eine Klavierine, die meist durch die Hände junger Mädchen abgeht, und die Umgebung allmälig dahinbringt, entweder eine Stube im Taubstummen-Institute zu miethen, oder wohl gar nach Bedlam, nach dem Irrenhause zu wandern.

Das ist keine Uebertreibung!

Schreiber dieser Zeilen zählt nachstehende musikalische Nachbarsleute. Im Hause selbst, auf die Gasse heraus wohnen zwei verstimmte Fortepianos und ein alter, gichtbrüchiger Flügel. Im Hinterhofe domizilirt ein ABC-Schütze auf der Flöte, eine heisere Violine, eine wassersüchtige Zither und eine lungenkranke Sängerin, welche bereits drei Ratten und sieben Mäuse zum raschen Selbstmorde bewogen.

Das ist aber lange noch nicht Alles!

Digitized by Google

In dem Hause gegenüber lauert abermals ein greiser, tastenlahmer Flügel, eine siebzigjährige Physharmonika und ein Säugling von einer Harfe. Man denke sich nun meine Foltereristenz als Ansiedler in diesem Tonchaos.

Die drei Männer im feurigen Ofen schliefen dagegen auf Rosen gebettet.

Und erst das musikalische Repertoire!

Sämmtliche ausübende Künstler spielen fast durchwegs dieselben weißköpfigen oder doch wenigstens in Ehren ergrauten Stücke. Die Arie »Brüderlein fein« aus Raimund's bekanntem Zauberstücke »der Bauer als Millionär«, der unermüdliche »Karneval von Venedig«, ein paar Walzer, welche schon vor dreißig Jahren volljährig geworden, bilden das Alpha und Omega der musikalischen Hochgenüsse, die mir vom frühen Morgen bis zum späten Abend beschieden werden. In neuester Zeit hat sich noch obendrein jener obenerwähnte Säugling von einer Harfe in den Dessauermarsch verliebt, und die brustkranke Dame kann sich Abends nicht früher zu Bette begeben, als bis sie durch das Lied »holder Mond, nur du sollst wissen« den grämlichen Hofhund dahinbringt, daß er die Hinterfüße in die Ohren stülpt, und auf den Vorderpfoten in die nächste Kneipe humpelt, um seine Todesangst in Fusel zu ertränken.

Man nennt Wien: die musikalische Stadt.

Das ist eitel Trug und Lüge!

Es herrscht daselbst nur wenig Sinn für das wahrhaft Schöne und Ewige in der Tonkunst. Man zählt

Digitized by Google

eine Masse abgeschmackter Musikanten, aber nur eine geringe Menge wirklicher Tonkünstler.

Dies erhellt schon aus der Art und Weise, wie der Unterricht in der Musik betrieben wird. Unter hundert Mädchen lernt kaum eines wirklich Klavierspielen; den andern Kindern werden nur drei bis vier »Stückleins« eingetrichtert, welche sie trotz tausendfältiger Uebung täglich schlechter herableiern, so daß man nicht weiß, ob das Fortepiano plötzlich den Krampfhusten bekommen habe, oder ob seine Töne im vergangenen Winter eingefroren seien, und jetzt wie die Klänge von Münchhausen's Waldhorn in Folge der Sommertemperatur zum Schrecken der Umgebung allmälig von selbst losgehen.

Und deshalb Schlafräuber und Ohrenmörder!

Zum Unglück ist das Klavier noch oberdrein ein lediges Instrument. Kaum daß sich die eingefleischteste Klavierspielerin verheiratet, so wird auch schon der Deckel des Flügels für Zeit ihres Lebens geschlossen. Da aber nicht jedes holde Kind mit sechzehn Jahren unter die Haube kommt, so währt es meist ein Decennium, ehe die grausame Tastenpaukerin endlich Frieden schließt, und die Nachbarschaft nicht länger bei klanggewordenem Feuer langsam zu Tode röstet. Wäre es nicht angezeigt, daß sich die junge Männerwelt vereinigen und einstimmig erklären sollte: Mein Fräulein, wenn Sie die Komödie »am Klavier« nicht augenblicklich aufgeben, so werden auch wir ein Lustspiel aufführen, welches da den Titel trägt: »Ich bleibe ledig!«

Glücklich die Taubstummen!

Digitized by Google

Wohl denen, die ohne Trommelfell auf die Welt kommen!

Steht aber das Gehör tiefer als der Sinn des Gesichtes oder des Geruches? Hat es nicht dasselbe Recht eine Injurienklage einzuleiten, und auf die Bestrafung des Malefikanten zu bringen? Die Wiener medizinische Wochenschrift drang einmal auf den Bau gewisser stiller Hütten und Hürden. Thäte es nicht dringender Noth, »öffentliche Klangpissoirs« zu errichten, wohin Eltern, welche durchaus musikalische Kinder besitzen wollen, ihre Kleinen zu senden hätten, auf daß wenigstens die Nachbarschaft nicht länger durch die Befriedigung dieser Tonbedürfnisse gequält werde?!

Es gäbe noch einen anderweitigen Ausweg.

Die Hausinhaber müßten verhalten werden, falls in ihren Gebäuden musikalische Stümper wüthen, am Thor eine Warnungstafel des Inhaltes aufzuhängen: »Hier grassiren die Klavierblattern« oder »hier wird man in das Irrenhaus gegeigt!«

Am zweckmäßigsten dürfte jedoch der Befehl sein, jeder, der musikalische Studien betreibt, habe auch im Sommer die innern wie die äußern Fenster während der Dauer seiner Uebungen verschlossen zu halten. Wer sich in glühender Julihitze »klavierblaß« paukt, bei dem werden drei oder vier Grade Wärme mehr blutwenig verschlagen. Die Nachbarschaft aber würde am Tage der Publikation dieses Befehles zum ersten Male friedlich entschlafen, und am nächsten Morgen, aus Dank für die Rettung aus so entsetzlicher Gefahr, zweifelsohne eine Kollekte veranstalten, auf daß auch jener alte Leiermann

Digitized by Google

vor dem Karolinenthore penſionirt, oder doch wenigſtens mit einem neuen Inſtrument verſehen werde; denn ſein gegenwärtiger Leierkaſten iſt ja doch nichts weiter als ein muſikaliſches Seitenſtück zu jenem mittelalterlichen Torturverfahren, bei welchem dem Gefolterten ſiedendes Oel oder Pech in die Ohren gegoſſen wurde.

Auch er iſt ein Mehrer der Wiener Muſiknoth!

Digitized by Google

3. Zigarre und Handschuh.

Zigarre und Handschuh erlebten in Wien ein ganz eigenthümliches Schicksal. Der Glimmstengel machte sein Glück, der Handschuh aber mahnt an ein verblüfftes Schooßkind, das ganz unerwartet in Ungnade gefallen. Die inländische Zigarre namentlich gleicht einem Parvenu, einem armen Handelsmanne, der mit Nichts angefangen, und doch die Kundschaften der ältesten Firmen an sich gerissen.

Was die ausländischen Glimmstengel, besonders die braunen Kinder der neuen Welt, anbelangt, so braucht hinsichtlich ihres Sieges nicht die mindeste Verwunderung aufzukommen, denn Wien bezieht ja seine Moden am liebsten aus der Fremde und die Amerikaner beginnen überhaupt das große Wort auf den Stappelplätzen von Europa zu führen.

Einst aber, ehe die duftigen Dons aus der Havanna an dem Gestade der Donau heimisch wurden, spielte die Tabakspfeife in Wien eine gewichtige Rolle. Meerschaumpfeifen schön anzurauchen war ein Verdienst, eine Kunst, welche zu den Lieblingsstudien der damaligen Jugend gehörte, gleichviel ob die jungen Leute zu den Dandys von Gold oder von Messing gerechnet wurden.

Digitized by Google

Graf V., zum Theil in Wien ansässig, ward durch die Pracht seiner Pfeifensammlung in ganz Europa bekannt, und verdunkelte selbst den Ruf jenes Kaffeesieders in Preßburg, dessen Vorliebe für Meerschaum fast zum Fetischdienst ausartete.

Auch ältere Männer schwärmten für die Tabakspfeife. Es war ihre letzte Liebe. Es gab ferner eine ganz eigenthümliche Sippschaft, eine förmliche Species von leidenschaftlichen Tabakrauchern. Der Wiener Witz nannte sie:

Quaden.

Man meinte aber dabei keineswegs jenes gleichnamige kriegerische Volk, das in der grauen Vorzeit so umfangreiche Ländereien im jetzigen österreichischen Kaiserstaate besessen. Es handelte sich einzig um einen Spitznamen. Wollte ein Fremder rasch erkunden, was ein Quade sei, so brauchte er sich nur an einem heiteren Sommernachmittag vor dem Müller'schen Gebäude aufzustellen.

Damals stand die Stadtmauer noch.

Man muß sich ferner hiebei erinnern, daß zu jener Zeit das Tabakrauchen in der innern Stadt streng, bei Strafe verboten war. Kam nun ein Mann, der hastig bei dem Schanzelthor hinauseilte, und noch unter dem Durchgang eilig Feuer schlug, um seine Meerschaumpfeife, einen stattlichen Ulmerkopf, anzubrennen, dann wußte der Fremde, was jener Spitzname bedeute; denn ein echter Quade ging nie durch die Laurenzergasse, nie durch das große Rothenthurmthor, nein, es trieb ihn mit zauberhafter Gewalt nach dem Müller'schen Gebäude,

Digitized by Google

blos um seine geliebte Tabakspfeife achtzig bis hundert Schritte früher in Dienstleistung zu versetzen.

Das ist lang vorüber!

Die Quaden sind ausgestorben.

Der Glimmstengel hat die Tabakspfeife aus dem Feld geschlagen, obgleich sich ein jetziges Zigarrenrohr zu einem ehemaligen stattlichen Rákóczykopf nicht viel besser verhält, als ein jetziger Chevalier zu den Riesengestalten der alten Ritterzeit.

In neuester Zeit scheint jedoch in Kaffeehäusern und Schenken die sogenannte »gestopfte Pfeife« wieder zu Ansehen, zu Ehren kommen zu wollen.

Die Zigarre kam, sah und siegte.

Ein moderner Cäsar!

Dampf ist ja die Losung des neunzehnten Jahrhunderts.

Es lebe der Glimmstengel!

Ein schlimmeres Geschick ereilte den Handschuh. Der französische Wahlspruch »bien ganté, bien chaussé« war auch einst die Parole eines Wiener Gentleman. Es gab keinen jungen Mann, falls er nur halben Anspruch auf Eleganz machen wollte, der nicht blos im Salon, sondern auch im Freien anders als in netten Glacéhandschuhen erschien. Der Glacéhandschuh war damals der Stempel der Mode, der Freipaß durch das high life, das Freimaurerzeichen des Stutzerthums.

Es hieß: le gant c'est l'homme!

Der Handschuh war der Mann.

Die Wiener Handschuhe waren aber damals auch berühmt in aller Welt. Der Name Jaquemar tönte

Digitized by Google

auch von den Lippen der Pariſer Stutzer; man ſagte damals von ihm wie jetzt von dem berühmten Faguer-Laboulée in der franzöſiſchen Hauptſtadt, ſeine weißen Handſchuhe ſeien eigentlich nur eine neue Epidermis über der natürlichen Haut.

Auch das ging vorüber.

Die Wiener Handſchuhmacher erfreuen ſich zwar noch ihres alten ſchönen Rufes, aber der Glacéhandſchuh iſt kein Bedürfniß mehr in Wien, ſobald nämlich die wärmere Jahreszeit begonnen. Im April endet ſeine Herrſchaft. Er verſchwindet, ſo wie ſich die letzte Salonthür geſchloſſen.

Armer Handſchuh!

Die eigentliche Jeunesse dorée bleibt ihm zwar getreu, auf den meiſten Promenaden gilt der Glacéhandſchuh zwar noch immer als Thermometer der Eleganz, ſonſt aber herrſcht wenig Nachfrage nach dieſer anmuthigen Lederhülle; auf hundert Paar Männerhände, deren Eigner zu der feineren Schichte der Bevölkerung zählen, kommen höchſtens noch ſieben Paar Handſchuhe. Die Hand hat ſich emancipirt, ſie zeigt ſich am liebſten in nackter Geſtalt. Geht das ſo fort, ſo wird man den Frühling, Sommer und Herbſt in Wien bald nicht anders mehr heißen, als:

Die handſchuhloſe Saiſon.

Genug der Jeremiade!

Schließlich will ich dem freundlichen Leſer noch eine kleine Stadtgeſchichte erzählen, bei welcher ein Zigarren-

Digitized by Google

ſtumpf und ein Glacéhandſchuh eine wichtige, ja entſcheidende Rolle ſpielten.

Die Zigarre war der geheime Ankläger.

Der Handſchuh trat als Sachwalter auf.

Doch zur Sache!

Ein reicher Mann, der einige Anlage zu einem kleinen Nabob beſitzt, vermälte ſich vor einigen Jahren während ſeines Aufenthaltes in Paris mit einer weit jüngeren reizenden Franzöſin. Bald erfolgte die Heimreiſe. Keine Wolke zeigte ſich am Himmel des ehelichen Glückes, obgleich es dem Gatten nicht recht munden wollte, daß er in dem Boudoir ſeines eleganten Weibes nicht rauchen durfte.

Eines Tages trat er nun zufällig zu einer ungewöhnlichen Stunde in dieſen Tempel des Toilettezaubers. Madame empfing den Herrn der Schöpfung ſehr freundlich, und luſtiges Geplauder machte die Minuten wie im Fluge verrauſchen. Plötzlich erbebte der Nabob, als ſei er auf eine Schlange getreten. Er mußte ſich abwenden, um die Leichenbläſſe ſeines Geſichtes zu verbergen. Es war aber keine Natter, die ihn bedrohte, ſondern ſein Fuß ſtieß an einen Zigarrenſtumpf, der von dem Simſe des Kamines, darauf er zweifelsohne gelegt worden, zufällig herabgefallen ſein mochte.

Wer konnte im Boudoir einer eleganten Dame ſich ſo weit vergeſſen, eine Zigarre zu rauchen, und ſei ſie hundertmal eine echte Dos Amigos aus der berühmteſten Tabakpflanzung in der neuen Welt!

Entſetzlicher Verdacht!

Das Auge des Nabob ſprühte unheimliches Feuer,

Digitized by Google

ſein Blick ſchien einem Luchſe entwendet zu ſein, der eben friſche Beute wittert. Und doch hieß es an ſich halten, um das Geheimniß liſtig zu erſpähen.

Auch konnte ja noch immer ein Irrthum obwalten. Zofen pflegen in Abweſenheit ihrer Herrin das Boudoir aufzuräumen; zuweilen halten ſie dort ein kurzes Zwiegeſpräch mit einem hübſchen Domeſtiken, der eben eine Meldung ausgerichtet. Domeſtiken kaufen ſich zwar keine Dos Amigos, aber ſie lieben es, dieſelben zu rauchen, nachdem ſich der köſtliche Glimmſtengel aus dem Zigarrenetui ihres Gebieters zufällig an ihre eigenen Lippen verirrte.

Vorſicht war alſo rathſam.

Plötzlich erblaßte der Gatte auf's Neue. Hart an dem Divan lag ein Glacéhandſchuh, offenbar für eine Männerhand beſtimmt. Der Nabob ergriff ihn mit zürnender Geberde, doch ſiehe da, gleich darauf ſpielte ein freundliches Lächeln um ſeine Lippen. Der Handſchuh wies inwendig den Stempel der Pariſer Firma: Faguer-Laboulée.

»Du haſt heute Beſuch gehabt, mon ange?«

»Ja, mein Bruder Charles war bei mir. Ich wurde bitter böſe. Du kennſt den Wildfang. Ein echter Africain! Er ließ es ſich nicht nehmen, in meinem Boudoir zu rauchen.«

»Tant de bruit pour une omelette!«

Alſo flüſterte der beruhigte Gatte. Bruder Charles war auf der Tour nach Konſtantinopel begriffen, repräſentirte nebſtbei den Inbegriff eines Pariſer Löwen. Seine Toilette galt ewig als tadellos.

Digitized by Google

Es war ein Beau jeder Zoll.

Genug hierüber!

Und die Moral der Geschichte?

»Bien ganté, bien chaussé,« sei und bleibe der Wahlspruch eines Gentleman.

Es lebe der Handschuh!

Digitized by Google

4. Der Tanz eine Wissenschaft.

Auch die neueste Tanzkunst gehört zu den Stadtplagen von Wien. Die Parketten unserer Salons werden zwar von keinen Insekten heimgesucht, aber sie nisten sich, diese Blattläuse nämlich, in den sogenannten Tanzboden ein und zwar unter wunderlich klingenden Titeln neuer Pas und Tänze.

Der Tanz in Wien verdient schon lang den Beinamen einer Wissenschaft.

Man muß auf unsern Tanzsälen ein Leibnitz sein.

Es bedarf eines Gedächtnisses, wie es Kardinal Mezzofanti besessen; reicht doch kaum mehr ein halbes Leben voll Studium aus, um die Namen der vielen alten wie neuen Tänze auswendig zu behalten.

Armes Gedächtniß!

Man wird sich gar bald wie die liebe Schuljugend mit choreographischen Lehrbüchern unter dem Arm zu den Soiréen von Strauß Sohn begeben, oder wohl gar einen Dictionnaire de poche in usum Terpsychorens mitnehmen müssen, um sich bei den tausenderlei Touren schlimmsten Falles die nöthige Auskunft zu verschaffen.

Gelehrsamkeit und Amusement sind feindliche Geschwister.

Digitized by Google

Die Freude flieht die Wiſſenſchaft.

Auch unſere Tänze ſind bereits mehr Roboth als Vergnügen.

Prinz Karneval war in früheren Tagen ein echtes Wiener Stadtkind. Sein luſtiges Regime ging ſtets unter Jubelklängen zu Ende, und ob man ihm auch zuweilen etwas Schlimmes nachzureden wagte, ſo waren es doch mitunter herrliche Nächte, die wir Altwiener in unſerer Jugendzeit unter ſeiner Schellenkappe verlebten. Deshalb grollten wir auch nie dem lebensfrohen Führer auf dem Pfade unſchuldiger Narrheit, wenn uns ſelbſt am jeweiligen Aſchermittwoch nichts übrig blieb, als — garſtiger Katarrh oder Schnupfen.

Die ſchönen Tage von Aranjuez ſind vorüber!

Prinz Karneval zu Wien ſchämt ſich nunmehr ſeines Taufſcheines, ſeiner Geburtsſtätte. Er iſt ein Weltbürger, a citizen of the world geworden. Kosmopolitismus ward ſeine Deviſe, ſein Banner beſteht aus einer Abſchrift, aus einem Pedeſkripte der fremdartigſten Tänze.

Wie in dem Heerlager des Friedländers bei Pilſen hört man in ſeinen Salons alle Dialekte und Sprachen von der Spree bis zur Donau, von der Seine, Weichſel und Newa bis zur Moldau und Save, von der Themſe bis zum Tajo, Po und Ganges. Seine Tanzkarte, die leider eine Wahrheit wurde, umfaßt jeglichen Reigen der ziviliſirten Welt, und es fehlt nur noch, daß man in die Aeſthetik der Wiener Tanzkunſt auch die Pas des Zwergvolkes Doko im Innern von Afrika aufnimmt, kurz den Tanz jener ſchwarzen Sippſchaft aus Liliput, die ſich bei

Digitized by Google

ihren abgöttischen Festen zur größeren Andacht und Unterhaltung auf den — Kopf zu stellen pflegt.

Bei so viel Gelahrtheit sind Zopf und Langweile selbstverständliche, ja unvermeidliche Dinge. Man ennuyirt sich bei so manchem neuesten Tanze gerade so unerträglich wie bei der Lektüre eines philosophischen Wörterbuches.

Wie lächerlich nimmt sich zudem das gewöhnliche Ballkostüme aus, wenn irgend ein wild dahinbrausender Nationaltanz in Szene gesetzt werden soll. Es ist gerade so, als ob der Schulmeister Bacherl aus Pfaffenhofen behauptete, er habe eigentlich den Csárdás erfunden, und sei von den Ungarn darum bestohlen worden. Ein vielgereister Tourist sagte uns jüngst, derlei abgeschmackte choreografische Versuche seien geradezu Hochverrath, ja Todsünde, gegen die Länder- und Völkerkunde begangen.

Wir selber wollen nicht so streng richten und begnügen uns mit der Angabe, daß ein Fandango, bei dem man statt der Kastagnetten einen schwarzen Frack ausklopfen hörte, sich nicht widersinniger ausnehmen würde, als der Kontrast zwischen Tanz und Kostüme, wie er in so manchen Wiener Salons gang und gäbe zu sein pflegt.

Die schlimmsten Nachwehen blieben nicht aus.

Prinz Karneval kommt mehr und mehr um seinen Nimbus, um seine schöne Reputation. Man gedenke nur der Redoute in der letzten Fastnacht.

Armer Fürst Fasching!

Wie einförmig hatte sich doch deine letzte »Ballnacht« gestaltet! Langeweile, so hieß der neue weibliche Ankarström, welcher den ritterlichen, aber zu gelehrt ge-

Digitized by Google

wordenen Regenten Karneval um die Mitternachtsſtunde meuchlings in die Ewigkeit ſendete.

Maskenball?!

Mummenſchanz?!

»Worte, leere Worte!«

Alſo ſprach ſchon Hamlet, Prinz von Dänemark.

Wo ſind die Maskenquadrillen nach Walter Scott's Romanen, einſt ſo beliebt in der Crême der eleganten Welt in der Kaiſerſtadt am Iſter? Wohin gerieth der Zug der Frau Venus aus dem Horſelberg, mit dem ritterlichen Schleppträger Tannhäuſer, mit der Unzahl Sylphen, Undinen und Salamander, mit Eckhard, dem getreuen Warner an der Spitze?

Weiß Niemand um das Mädchen aus der Fremde, um den zärtlichen Ritter Toggenburg, um den Erlkönig mit ſeinen Töchtern, um ſo viele andere poetiſche Masken? Dieſe träumeriſchen Geſtalten ſind verſchollen, die Larven allein ſind geblieben. Selbſt Harlekin kam um ſeine Pritſche, ſelbſt die tölpiſche, aber hochkomiſche Race der weißen Pierrots droht auszuſterben. Der engliſche Dichter Campbell ſchrieb ein Gedicht, »der letzte Menſch« — the last man — betitelt; vielleicht erſcheint bald ein Seitenſtück, und zwar unter dem charakteriſtiſchen Titel »der letzte Domino«.

Auch eine weitere Kunſt ging verloren. Man höre! Knigge verfaßte ein Buch über den »Umgang mit Menſchen«; in Wien iſt eine noch weit ältere Anleitung zu dem »Umgang mit Fächern« abhanden gekommen. Erinnerſt du dich, geneigter Leſer, zufällig an dieſes oder jenes

Digitized by Google

Fräulein aus deiner Bekanntschaft? Die hübschen Fingerchen dieser Schönheit schreiben vielleicht eine leserliche Hand, zeichnen nett in ein Album, hüpfen sehr geläufig über die Tasten, aber wissen Sie, meine Herren und Damen, würde hier Max Schl. fragen, was diese »soignirten« Finger nicht können?

Und das wäre?

Keinen Fächer können sie regieren:

Und was ist ein Ball ohne Fächer?

Es sieht gerade so aus, als besitze das besagte Fräulein zwei linke Arme, zwei linke Hände. Erhebt es den Fächer, dann möchte man glauben, eine spanische Wand in Miniatur sei plötzlich — lebendig geworden. Vorwärts, Feuilletonisten vom deutschen Kiel! Wer schreibt über den »Umgang mit Fächern«?

Doch zurück zum Wiener Tanze!
Zum Tanze, der eine Wissenschaft geworden!
Eine Schilderhebung der Jugend thut Noth.
Sie wird auch nicht lang ausbleiben.

Ein deutsames Wahrzeichen im verflossenen Karneval war bereits der Umstand, daß die meisten Gesellschaftsbälle so spärlich besucht blieben. Schreiber dieser Zeilen hat ähnliche Signale der Zeit schon vor dreißig Jahren erlebt.

Auch damals spielten die Tanzmeister die Zwingherren im Lande Terpsychorens; auch in jenen Tagen war die Tanzkunst zu einer kompleten Wissenschaft geworden, und die Tanzkarte glich der Bastille, darin man die echte Lust und Freude am heiteren Reigen mit Hilfe

Digitized by Google

gezeichneter lettres de cachet verkümmern machte. Plötzlich aber sah man die Aktien der Gesellschaftsbälle tief unter pari sinken. Der Hausball, der jour fix kam in die Mode, Vater Lanner erschien mit seiner Zaubergeige, und bei den Klängen seiner »Schnellsegler« erstürmte die ergrimmte Jugend die Bastille, darin sich die erschrockenen Tanzmeister vergebens mit ihrem »getanzten Zopfthum« zu verschanzen suchten.

Man schlug sie zwar nicht todt, wie es weiland zu Paris dem Kommandanten Launoy, dem Major de Losme und dem Maire Besselles ergangen, aber sie waren für eine lange Zeit, für mehr als ein Dezennium um ihren Purpur, um ihr gebieterisches »car tel est notre bon plaisir« gekommen.

Alles wiederholt sich hier im Leben!

Kotillon und Walzer werden auch diesmal siegen.

Es ist auch die höchste Zeit, denn unsere schönen Wienerinnen, einst so berühmt durch ihre Meisterschaft im Walzer, wissen gegenwärtig wohl französisch, böhmisch, ungarisch und polnisch zu tänzeln, aber in einer Tour langaus durch den großen Redoutensaal zu walzen, diese Kunst haben sie leider schon längst verlernt und vergessen.

Nieder mit den getanzten Zöpfen!

Die echte Tanzfreude wird erst dann aufs Neue wildlustig erwachen, wenn ein zweiter Diogenes erscheint, und im Ballsaale trotz seiner Laterne, trotz hundert Gasflammen keine Tanzkarte vom Jahre 1860 mehr aufzufinden vermag.

Dann endet auch die Wiener Tanznoth!

Digitized by Google

Und dieſe Noth ſtieg auf das Höchſte.

Es iſt nicht blos das vornehme Fräulein, es iſt ſelbſt die Griſette, wie die »Magd im Putz«, welche den Leibtanz von Altwien zu verläugnen wagt, und mit fremden »Tanzlingen« liebäugelt.

Es lebe der Walzer!

Digitized by Google

5. Der Theaterverbitterer.

Es lebt hier ein Mann, den man das lebendige Tagebuch, die wandelnde Encyklopädie der Kaiserstadt oder das redende Wiener Konversationslexikon nennen könnte. Dies Menschenkind weiß Alles, was sich seit mehr als einem halben Sekulum in der Residenz des österreichischen Kaiserstaates zugetragen.

Wundersamer Vielwisser!

Männliche Mnemosyne!

Das Gedächtniß dieses Mannes ist fabelhaft, ich glaube, er vermag das Datum anzugeben, wann der selige Prinz de Ligne das gerühmte Bonmot »le congrès danse, mais il ne marche pas« vom Stapel laufen ließ. Was sein Alter anbelangt, so gibt es hierüber tausenderlei Gerüchte; einige halten ihn für einen Abkömmling aus dem Hause Methusalem, andere fabeln von dem ewigen Juden, viele leben sogar der Meinung, er sei wohl gar der räthselhafte Graf Saint-Germain, nur daß er gegenwärtig incognito in Wien verweile.

Letztere Angabe dürfte nach meinem Kredo der Wahrheit wohl am nächsten kommen, denn der Mann hat Alluren, welche das Gepräge des feinsten Salonlebens verrathen.

Digitized by Google

Wie dem ſei, an und für ſich iſt ein derlei lebendiges hiſtoriſch-topografiſches Wörterbuch von größter Bequemlichkeit. Man braucht es nicht einmal aufzuſchlagen; es ertheilt von ſelbſt die erbetene Auskunft. Das fragliche Menſchenkind iſt zudem ein Ausbund von Liebenswürdigkeit. Man möchte ſagen, der Mann rede Blumen. Hütet euch aber dem allwiſſenden Geſellen in irgend einem Theater in die Nähe zu kommen! Dann ſeid ihr verloren. Er iſt ein eingefleiſchter Lobredner der Vergangenheit—laudator temporis acti — er iſt ein wandelndes Mikroſkop, das jeden Verſtoß in hundertfachen Vergrößerungen erſcheinen läßt; er iſt mit einem Worte ein

Theaterverbitterer

vom reinſten Waſſer, Vollblut jeder Zoll.

Wenn ich einen hieſigen Theſpistempel betrete, und den Mann im Parterre gewahre, ſo flüchte ich mich nach der letzten Gallerie, falls mich der Feuilletondienſt für den Abend feſtbannt, oder ich verlaſſe das Theater ſogleich, falls ich dasſelbe blos meines Amuſement halber beſuchte.

Der räthſelhafte Alte überall und nirgends weiß ja die ſchönſte Illuſion wie eine Seifenblaſe zu zerſtören. Seine Worte ſind eiſigkalte Douche; wenn er ſpricht, ſo iſt es gerade, als ob man frappirte Limonade zu trinken bekäme. Befindet ſich ein Thermometer in der Nähe, ſo ſinkt das Queckſilber ſelbſt in den Hundstagen ſicher unter den Gefrierpunkt herab.

Ein paar Beiſpiele mögen dies deutlicher erklären. Man höre!

Digitized by Google

Man gab eines Abends ein feines Luſtſpiel im Burgtheater. Das Stück wurde nett geſpielt, nicht ſo elegant wie in den Tagen Schreivogel's, aber immer recht lobenswerth, einer Hofbühne ziemlich würdig.

Es freute mich, den Salon in Wahrheit nach den weltbedeutenden Brettern verlegt zu ſehen. Ein höhniſches Räuſpern wurde in meiner Nähe vernehmbar. Der Räthſelhafte ſtand neben mir. Er frug:

»Erinnern Sie ſich noch an Maximilian Korn?«

Wehmüthige Gedanken zogen mir durch den Sinn.

Maximilian Korn, dachte ich, iſt ja lange todt. Mit ihm ging der letzte Ritter des feinen deutſchen Luſtſpiels zu Grabe, wie dereinſt mit dem Ableben Ludwig Löwe's »der letzte Poet auf der Bühne« verſchwinden dürfte. Korn wußte ſich im Salonkoſtume wie in Uniform, als bürgerlicher Dandy wie als Chevalier mit gleicher Ungezwungenheit und Natürlichkeit zu bewegen. Ich erinnere mich noch lebhaft des ſtürmiſchen Beifalles, in welchen mehrere Huſarenoffiziere im Parterre des Burgtheaters ausbrachen, als Korn in der »Unvermälten« im Dolmány ſpornklirrend auf die Bühne eilte.

Ein Glanzmoment ſeines Savoir faire war ſein Entrée in den gräflichen Salon in dem Stücke »Menſchenhaß und Reue«. Hier kam in der That Kavalier zum Kavalier. Der große Mime Eßlair nahm ſich in dieſer ſtummen Scene mit unſerem Hofſchauſpieler verglichen wie ein Thürſteher aus. Bei dieſer Begabung, bei dieſem Feuer läßt ſich wohl leicht denken, daß Korn das Sweetheart, der Liebling der Frauenwelt werden mußte. Eine hochgeſtellte Dame meinte einmal, ſie müſſe fortan auf

Digitized by Google

jegliche Liaiſon verzichten, denn nach einer Liebeserklärung Korn's auf der Bühne könne man keine andere mehr im wirklichen Leben anhören.

Derlei Gedanken kamen mir in den Sinn.

Meine Illuſion war zerſtört.

»Verdammter Theaterverbitterer!«

So murmelte ich, das Schauſpielhaus verlaſſend.

Noch ſchlimmer erging es mir im vorigen Sommer im Operntheater. Auf der Affiche ſtand das Ballet »Carnevalsabenteuer in Paris« verzeichnet. Ich beluſtigte mich leidlich. Das Ballet iſt zwar durchaus keine werthvolle choreographiſche Leiſtung, aber ein treues Abbild der Pariſer Griſettenwirthſchaft; man glaubt ſich bei Mabille, in der Chaumière zu befinden. Plötzlich wurde das bekannte ominöſe Räuſpern hörbar. Ich wußte, was folgen mußte.

»Schöne, reizende Kinder dieſe Tänzerinnen,« liſpelte der alte Guignon der Theaterfreude, »aber eine Heberle kommt doch nicht mehr nach Wien!«

Unſelige Rede!

War es mir doch, als werde urplötzlich der Vorhang vor dem Fenſter der Erinnerung zurückgeſchlagen. Da gedachte ich der Zwanzigerjahre, des aufgelöſten Kinderballetes, das unter Horſchelt's genialer Leitung die Kaſſe des Theaters an der Wien zu einem vormärzlichen Kalifornien umgeſtaltete. Das Operntheater wurde zum neuen Stelldichein ſeiner talentvollen Zöglinge. Damals tanzte noch die herrliche Milliere, das anmuthige Weibchen Rozier ſchwebte wie eine Libelle, und die rei-

Digitized by Google

zende Aumer erſchien als neu zum Leben erſtandene griechiſche Grazie.

Und erſt die Ratten des Ballets!!

Es war eine Blumenleſe ſchöner Jugendfriſche, was damals dieſen Titel führte. Da kam Maria Taglioni, die Aeltere, welche ſpäter ſagen durfte: La danse c'est moi! — Sie hatte damals noch keine Nebenbuhlerin und alle Welt war gut taglioniſch geſinnt. Da zeigte ſich Fanny Elßler, nach einigen Jahren die »Göttliche« genannt, und ſelbſt von den poeſieloſen Yankees bis an die Sterne erhoben. Die Elßlerritterſchaft zählte aber in jener Zeit noch wenig Ordensmitglieder. Da erſchien Fanny's Schweſter, dieſe tanzende Palme, da gaukelte die arme kleine Haſenhut vorüber, ferner Angioletta Mayer und noch manche andere holde Ratte, deren Leichtfüßigkeit an jene Maid aus Hellas erinnerte, die über Blumen hinweglief, ohne auch nur eine Knoſpe zu knicken.

Das war aber Alles nur Beiwerk!

Als die Roſe unter dieſem Strauß Vergißmeinnichte, als die Schönſte der Schönen galt ein reizendes Mädchen, in das alle Welt verliebt war, das ſchalkhaft auftrat, und dann, obgleich noch keine Tänzerin erſten Ranges, Dank ihrem bezaubernden Geſichte ſagen durfte:

»Ich kam, ſah und ſiegte!«

Thereſe Heberle?!

Ja, ſo lautete der Name der holden Erſcheinung.

Und erſt ihr Auge, dieſe Sonne um Mitternacht, dies gottvolle Auge! Ein Ballet, darin ſie eine größere

Digitized by Google

Rolle spielte, hätte am richtigsten »der verkörperte Liebesblick« geheißen.

Auch diesmal war es um mein Vergnügen geschehen.

Der Theaterverbitterer hatte mir den zweiten Abend verdorben.

Ein lebendiger Becher Wermuth!

Und so treibt er es fort, so oft mich mein Unstern während der Theaterzeit in seine Nachbarschaft führt. Im Carltheater erinnert er mich an Therese Krones, an Raimund, Korntheuer und Schuster, an der Wien mahnt er an Carl, Nestroy und Scholz, an diese Trias unvergeßlicher Wiener Komik; in der Josefstadt endlich erzählt er von dem fruchtbaren Told, von Zelia-Planer, von dem hübschen Balletcorps der Madame Weiß, von dieser jungen Garde Terpsychorens, welche dem alten Pokorny zu so manchem Siege verholfen. Ihr Banner sei ein wahrer Zauberschleier gewesen! — Nie kann da die Gegenwart gegen die Vergangenheit aufkommen.

Das letzte Mal traf ich ihn im Circus Renz.

»Nun hier,« dachte ich, »kann der Störefried keinen Spuk treiben.«

Groß geirrt!

Die wackeren Reiter und Reiterinnen ließen ihre Rosse eben durch die vielen Reife springen. Es war ein prachtvoller Anblick.

»Kinderspiel, Narrenpossen,« brummte mein Nachbar, »Nachkommen der alten Centauren findet man nur im wirklichen Leben. Denken Sie an eine englische

Digitized by Google

Steeple chase, an ein halsbrecherisches Kirchthurmrennen; oder erinnern Sie sich gefälligst an den Denkstein hart an der Allee, die nach dem gräflich Sandor'schen Schloß Bajna in der Graner Gespanschaft führt!«

Der Theaterverbitterer war im Rechte.

Die Wirklichkeit schlug diesmal die Kunst aus dem Felde. Die Geschichte jenes mir wohlbekannten Denksteines lautet:

Eine englische Vollblutstute, dem Grafen Sandor gehörig, ging mit einem Groom durch und setzte über einen Bach, dessen Breite nahe an zweiundzwanzig Fuß beträgt. — »Was du kannst, kann ich auch,« rief der Graf nach erfolgter Meldung, ließ die Stute nochmals satteln und vollbrachte glücklich den fast unglaublichen Sprung.

Das nenne ich reiten können!

Der Wiener Volkswitz, dem Graf Sandor als eine der populärsten Gestalten gilt, nannte ihn nie anders als den »Stallmeister des Teufels«. Die halsbrecherischen Abenteuer des Grafen gaben zudem zu einer ebenso geistreichen, als originellen Illustration hinreichende Veranlassung. Graf Sandor ließ nämlich seine Waglingsstücke als Reiter durch den Künstler Prestl, den besten deutschen Pferdemaler, der gegenwärtig in seiner Vaterstadt Frankfurt am Main lebt, malen und in einem Buche sammeln, das sich noch jetzt in der Bibliothek des gräflichen Schlosses zu Bajna befindet.

Es ist ein geniales Werk!

Auf dem Titelblatte weist sich ein entsetzlicher Abgrund. Rechts und links zeigen sich steil abgeschnittene,

Digitized by Google

himmelhohe Felsen. Ein Roß, das augenscheinlich zum Sprung über den Abgrund gespornt wurde, aber dabei verunglückte, stürzt zerschellend in die grauenhafte Tiefe. Sein Reiter Graf Sandor schwebt über der Kluft, denn die Hand seines Schutzgeistes, aus Wolken herablangend, hält ihn an einem einzigen Haare seines Hauptes gefaßt und bewahrt ihn so vor dem unfehlbaren Tode.

Auf der Rückseite des Buches sieht man das Palais des Grafen, auf der Donauseite der Ofener Festung gelegen. Mehrere Kavaliere reiten auf dem Dachstuhle Steeple chase und setzen dabei lustig über die Schornsteine hinweg. Im Hofe kehren Lakeien in der gräflichen Livrée eine Unzahl menschlicher Gebeine, wie Arme, Füße, Köpfe als die Ueberreste eben verunglückter Reiter mit dem Stallbesen zusammen. Graf Sandor steht, die Arbeit überwachend, am Portale, aber blos als — Rumpf, den eigenen Kopf, sprechend ähnlich getroffen, hält er unter seinem rechten Arme.

Der Theaterverbitterer hatte Recht.

Die Wirklichkeit beschämte die Kunst.

Und wer mag denn eigentlich jener Quälgeist sein, welcher das Jetzt so oft durch das Einst verstört? Lord Byron gedachte einmal eine Novelle zu schreiben, »der Doppelgänger« betitelt. Der Held der Erzählung sollte sich zuweilen selbst erblicken, aber in drohender Gestalt und Haltung. Der große Britte wollte damit das Gewissen verkörpern. Mein Theaterverbitterer ist vielleicht auch nur die Inkarnation meiner eigenen Erinnerung an schönere Tage.

Einst und Jetzt!

Digitized by Google

6. Salon und Presse.

Die Salons in Wien leiden an einem zweifachen Uebel, sie kranken erstens an den eigenen Mißständen, zweitens an dem peinlichen Umstand, daß an dem Theetische der eleganten Welt gerade jene Gäste zu fehlen pflegen, die man eben vorzugsweise als bekannte Habitués daselbst treffen sollte.

Beginnen wir mit dem erstern Urübel.

Unsere meisten Salons sind blos Gesellschaftszimmer. Soiréen des Geistes und der Kunst, wie sie in Paris und London gang und gäbe sind, werden in Wien nur ausnahmsweise hie und da veranstaltet. Es fehlt an einer deutschen Recamier, an einer Dame, welche einen Kreis von Dichtern, Künstlern und Gelehrten um sich zu versammeln und in der Weise der Dudefants und Geoffries des achtzehnten Jahrhunderts ein bureau d'esprit zu gründen verstünde.

Leider liegt hier nebstbei noch etwas in der Luft, das mir die Lippen zu versiegeln droht, denn ich billige in derlei Fällen das türkische Sprichwort, Sprechen und Schreiben sei blos Silber, Schweigen hingegen lauteres Gold. Wie nothdürftig es übrigens mit unseren Salons bestellt sein mag, der Besuch derselben zählt demungeach-

Digitized by Google

tet noch immer zu den heiligſten Pflichten der Vertreter der Poeſie wie der Tagespreſſe.

In Paris hat man dies längſt erkannt.

Es ſtammt noch aus dem Vormärz her, daß man in dem großen Neubabel an der Seine zur »lebendigen Reclame« griff, kurz, daß man ein anmuthiges weibliches Weſen, in eine Robe von ſchwarzem Atlas oder von perlgrauem Taffetas gehüllt, zum Herold der Preſſe, zum Lobengel der Druckerſchwärze ſchulte. Den Journalen glaubt man nicht mehr, die Kritik kam längſt um ihren Purpur. Das geflügelte Wort muß in unſerem Zeitalter der Zweifelſucht den todten Buchſtaben erſetzen.

Salon und Preſſe?!

Sonderbare Nachbarſchaft!

Und doch ſind es im Geiſte wahre Blutsverwandte!

Die Preſſe iſt der alte gelehrte, hoch angeſehene Oheim, deſſen Stimme im Rathe, in der Diplomatie, wie in der Legislative den Ausſchlag gibt; der Salon aber erſcheint als ſchwatzhafte, bildſchöne Nichte, welche alle Opponenten im Vorhinein durch verliebte, beredſame Blicke zu einem milden Urtheil bewegt, und die reizenden Sabinerinnen vertritt, welche ſich einſt, Frieden ſtiftend, zwiſchen die zürnenden Väter und grollenden Römer ſtürzten. So mancher parlamentariſche Sieg war ſchon ein paar Abende früher in dem zauberhaften Salon irgend einer Madame Roland im Vorhinein verbrieft und beſiegelt.

Dies gilt auch in der Literatur.

Ein Buch, das einmal ſein Glück im Salon gemacht, gelangt gewiß auch zur großen Tour durch alle Lande der

Digitized by Google

neuen wie der alten Welt. Der Dichter wird jetzt nicht mehr auf dem Forum gekrönt; zum Weltruhme genügt jetzt eine frischgepflückte Rose, die uns für einen Band Liebesgedichte aus einem Boudoir zugeworfen wurde. Selbst der Journalist, der nicht als Stammgast eleganter Salons gilt, ist nur ein Stiefkind der Presse. Wenigstens findet er nirgends Gelegenheit, das mütterliche Erbe vollwichtig zu verwerthen. Ein Feuilleton, das nicht am Theetisch gelesen und gepriesen wird, bliebe am besten ungeschrieben.

Ist dies aber der einzige Thermometer seines Kunstwerthes?

Das wohl nicht, aber es begrenzt seine Wirksamkeit; deshalb steht auch der Journalist bei Völkern, die sich eines Salonlebens im großartigen Style erfreuen, in weit höherem Ansehen, als im ehemaligen heiligen römischen Reiche. Betrachtet einmal unsere Tintengenossen in Frankreich und England! Was sich daselbst an Talent auf jeglichem Gefilde des Parnasses entfaltet, findet allüberall die gebührende Anerkennung und Förderung.

Besagtes Talent gleicht einer Dollarnote von hohem Nennwerthe, die natürlich schwer an den Mann zu bringer wäre. Die Salons vertreten jedoch die Wechselstuben, wo diese Note augenblicklich in gangbare klingende Scheidemünze umgesetzt wird, auf daß Letztere im ganzen Lande circulire.

Und ist das Alles?

O nein, es gibt noch einen anderweitigen Vortheil, welcher dem auswärtigen Poeten, Schriftsteller oder Journalisten aus seinem Verweilen im high life wie in der beau monde zu erwachsen pflegt. Der feine Ton, das

Digitized by Google

gewiſſe anmuthige Savoir faire wird ihm dort allmälig zur zweiten Natur. Dies ſpiegelt ſich auch dann ſpäter in ſeinen Werken ab.

Salon und Preſſe ergänzen ſich gegenſeitig.

Selbſt in Deutſchland gibt es ein paar Beiſpiele dieſer gegenſeitigen Ergänzung. Auch wir zählen einige Männer der Feder, deren Werke ſich nie einer ſo großen Verbreitung erfreut hätten, wären ihnen nicht die Flügelthüren zu den Appartements der großen Welt offen geſtanden. Dort eigneten ſie ſich auch jenes ſuperbe attiſche Salz an, welches ihre ſpäteren journaliſtiſchen Artikel ſo ſchmackhaft und mundgerecht geſtaltete.

Eine Schwalbe macht jedoch keinen Sommer.

So ſehen wir denn hierlands gar manchen Vertreter deutſcher Poeſie und Journaliſtik noch immer den Aſchenbrödel ſpielen, ja ſich meiſt in dieſer Rolle gefallen. Die bitteren Nachwehen bleiben nicht aus, zumal beſagte »Cenerentola« gewöhnlich in plumper Beſchuhung ſteckt, und daher jenen kleinen ſchmucken Pantoffel gar nicht verlieren kann, mit dem ſie in dem gleichnamigen Märchen ihr Glück zu machen wußte.

Honny soit qui mal y pense!

In Wien iſt dieſe Abneigung der Poeten und Journaliſten, die Salons der eleganten Welt zu beſuchen, nicht immer die Folge einer gedrückten Stellung. Die Haupturſachen ſind meiſt eine alte Jugendſünde oder der Mangel eines anderweitigen geſellſchaftlichen Talentes.

Jene Sünde beſteht in ſchlechter Ausſprache.

Viele heimiſche Schriftſteller ſprechen ein Deutſch, ſo grimmig häßlich, daß Moſes damit die Pharaonen

Digitized by Google

aus Egypten gejagt haben würde, ohne unnöthiger Weise mit Kröten und Fröschen zu bramarbasiren.

Im Salon darf man aber nicht blos als Schöngeist gelten, nein, man muß auch als Schönredner festen Fußes aufzutreten vermögen. Sonst ergeht es einem wie jenem Engländer, welcher Göthe's »Erlkönig« vortrug und diese Dichtung mit den Worten schloß:

Er hält in den Armen das »achtzehnte« Kind.

Nun zu jenem weiteren gesellschaftlichen Talente!

Ich verstehe darunter die Kunst, richtig vorlesen zu können. Man hält dies für sehr leicht, irrt sichabergewaltig. Vorlesen konnte selbst Schiller nicht. Wenn er es wagte, dann sollen auch alle Ratten in der Nachbarschaft Reißaus genommen haben. Dies ist auch die einzige Aehnlichkeit, welche so viele junge Dichter der Neuzeit mit dem Schwan von Weimar aufzuweisen haben.

Einem dieser Poeten ging es einmal sehr schlecht.

Er las eine seiner Dichtungen in einem größeren Cercle vor. Alles verhielt mühsam das Lachen, am andern Morgen aber stand in dem Insertionsblatte einer bekannten Zeitung zu lesen:

»Eine Stube, in der Herr N. N. vorliest, ist augenblicklich zu verlassen.«

Beide Uebelstände sind bedauernswerth.

Der Mangel an Talent zum Vorlesen läßt sich jedoch leichter beseitigen. Man braucht blos einen gewandteren Freund oder eine geistreiche Dame als Stellvertreter zu gewinnen. Auch pflegen fast in jedem Salon ein paar Vertreter der Schauspielkunst gegenwärtig zu sein.

Der Ersatzmann ist also leicht zu finden.

Digitized by Google

Schlimmer ſteht es mit der Ausſprache. Einige Aufmerkſamkeit auf ſeine eigenen Worte hilft jedoch über die Klippe des erſten Abends, und hat man einmal den genialen Mann erkannt, dann hält ſich die Geſellſchaft mehr an den Goldgehalt der Gedanken als an die Schlacken der Redeweiſe. Es darf alſo nur an gutem Willen nicht fehlen, man muß blos keine unbeſiegbare Abneigung gegen jeglichen Zeitvertreib hegen, der ſich über das Niveau der ſo beliebten deutſchen Schenkenfreuden zu erheben pflegt.

Salon und Preſſe ergänzen ſich gegenſeitig.

Wer in den höheren Schichten der Geſellſchaft nicht daheim iſt, bringt es als Poet höchſtens zum Lokalſänger, nie aber zum Volksdichter im ſchönſten Sinn dieſes Wortes Auch die gebildete Welt gehört ja zu dem oft ſo beſchränkenden Begriff »Volk«. Die Chanſons des Dichters Beranger klangen von dem Munde des armen Mannes, ſie ſchwebten aber auch auf den feingeſchnittenen Lippen in den Salons des ariſtokratiſchen Faubourg Saint-Germain.

Zum Schluſſe eine Art Fabel!

Sie lautet:

Die Muſen behaupteten einmal, ihre Günſtlinge ſeien die Herren der Welt; die Grazien aber meinten gelaſſen, erſt ihr Kuß gebe dem Menſchenkinde die dichteriſche Weihe für das ganze Leben.

Es kam zu einer Wette.

Beide ſtreitenden Sippſchaften ließen ſich durch einen auserwählten Poeten vertreten, und ſiehe da, der Schützling der Muſen, er hieß Grabbe, ging trotz hoher In-

Digitized by Google

ſpiration unter im Fuſeldampfe der Schenkenfreuden. Das verzogene Schooßkind der Grazien aber, Heinrich Heine genannt, blieb trotz mancher Stunde poetiſcher Liederlichkeit der erklärte Liebling der geſammten gebildeten Welt.

Der Salon iſt ein Stück Heimatland der Grazien!

Digitized by Google

7. Billard und Spieltiſch.

Andere Zeiten, andere Sitten!

Die Jugend der Gegenwart ſcheint alt auf die Welt zu kommen; ſie entſagt freiwillig den luſtigſten ehemaligen Amuſements in Altwien. Wie wir entnervten Urenkel die zweihändigen Schwerter der alten Ritterzeit nicht mehr zu ſchwingen vermochten, ſo dürfte der Nachwuchs bald zu ſchwach werden, um den Queue bei der großeu Kegelpartie zum Coup sec, zur Carambolage par Quadrupler einlegen zu können.

Das Billardſpiel in Wien gleicht den Rothhäuten, den indianiſchen Wilden in Nordamerika, welche von den blanken Leuten oder Bleichgeſichtern wie von deren Negern immer weiter nach der Wildniß verdrängt wurden. Hier vertreten die Dominoſteine die Nigger und Weißen. Der glänzende Wigwam der Billardſpieler liegt bereits außer den ehemaligen Ringmauern der innern Stadt. Es iſt die großartige Billardhalle am Wienfluß. Gibt es doch obendrein im inneren Weichbild mehrere Kaffehhäuſer, in denen ſich auch nicht ein Billard befindet. Man möchte ſie beinahe

entweihte Mokkatempel

nennen.

Digitized by Google

Einſt waren die Billardſpieler in Wien ein ſtarkes, zahlreiches, mächtiges Geſchlecht. Die Jugend hielt es damals für eine Schmach, falls irgend ein fünfzehnjähriger Wildfang mit dem Queue nicht umzugehen wußte.

Auch gab es eine förmliche Hiſtorie der edlen Billardkunſt; ſie beruhte freilich meiſt auf mündlichen Ueberlieferungen ergrauter Marqueure, auf ſagenhaften Traditionen betagter Stammgäſte. Wie der Koran ſeinen Profetencyklus aufzuweiſen hat, ſo beſaß jene Geſchichte des Billardſpieles ihre mehr oder minder berühmten Matadore. Balletmeiſter Horſchelt zählte zu dieſer Reihe Celebritäten des Queues.

In den Dreißigerjahren galt ein Stammgaſt des Neuner'ſchen Kaffehhauſes in der Plankengaſſe — im erſten Stockwerke — als König des Billardſpieles. Marqueure aus der guten alten Zeit neigen noch jetzt achtungsvoll ihr graues Haupt, wenn der Name Baron Natorp im Geſpräche genannt wird. In hundert Jahren, vielleicht noch früher wird dieſer Freiherr der Gegenſtand einer Mythe ſein.

Ja, der Baron Natorp!

Der Freiherr, ein kleiner, unterſetzter Mann, war aber auch als Billardſpieler ein blaues Wunder, ein Sonntagskind, ein Stück Magus. Er ſpielte vorzugsweiſe die große Partie mit fünf Bällen. Man hielt es für unmöglich, daß er einen Ball auslaſſen könne.

Dabei führte er einen immenſen Queue, deſſen Wucht faſt jeder Marqueur ſcheute, und doch ſpielte der alte Herr ganz gemüthlich zwei bis drei Stunden ohne Unterbrechung, oft mitten im Sommer bei einer Hitze von

Digitized by Google

zwanzig bis dreißig Graden. Wie groß die Sicherheit seines Spieles gewesen, mag die Thatsache erhärten, daß er einen ganzen Winter über, täglich von halb zwei Uhr Nachmittags bis Abends um sieben Uhr mit einem Gegner spielte, der sich gewöhnlich nicht einmal im Kaffehhause befand, auch nie einen Stoß machte.

Der Kampf ging folgendermaßen vor sich:

Der weiße Ball des Gegners wurde bei Beginn jeder Partie senkrecht über den Rothen an das Mantinelle an die Bande gestellt.

Nun begann Natorp mit seinem Weißen zu spielen, und war verpflichtet, die ganze Partie auf einen Stoß auszumachen, und dabei noch obendrein den letzten Ball zu doubliren. Jede Partie, wo er auch nur einen Ball ausließ, zählte zu Gunsten des Gegners, wurde gerade so betrachtet, als habe sie der Letztere mit seinem Queue gewonnen.

Dieses merkwürdige Schauspiel lockte hunderte von neugierigen Zuschauern nach dem Renner'schen Kaffehhause. Die Partie wurde um einen Gulden Conventionsmünze gespielt; die Wette dauerte wie gesagt den ganzen Winter hindurch, und doch hatte Natorp, als der Schlußabend kam, nicht mehr als drei Gulden zu bezahlen. Er hatte also die unzähligen Partien fast bis zur Hälfte auf einen Stoß beendet, kurz er blieb nur mit drei Partien im Rückstande.

Baron Natorp ist todt.

Der letzte Wundermann auf dem Billard lebt nicht mehr.

Sein Queue ist zerbrochen.

Digitized by Google

Die Ritterschaft der fünf Kugeln droht auszusterben.

Unsere blasirte Jugend flieht die grüne Kegelbahn und vergnügt sich an dem knöchernen Geklapper der Dominosteine.

Das ginge noch an.

Das Dominospiel hat ja Kombinationen; es ist ein jeu d'esprit, ein geistreiches Spiel, falls es »mit Kaufen« gespielt wird. Das Kaufen mißfällt aber unserer jeunesse dorée, sie liebt den blinden Zufall, sie schwärmt nur für ein halbes Hazardspiel. Der Dominotisch könnte eben so gut in dem neuen Börsengebäude auf der Freiung stehen, oder wenigstens dort, wo die Kleinkalifornier von Wien die Geschäfte der Abendbörse abzuwickeln pflegen. Dem letztgenannten Menschenschlage gedenke ich ein eigenes Kapitel zu widmen.

Von den Dominosteinen zum Spieltisch ist nur ein Schritt, oder besser gesagt, meine Leser und ich, wir stehen bereits hart an der Tummelstätte der vier Kartenkönige und ihrer Bannerschaft. Die Kartenkönige sind in unsern Kaffehhäusern noch immer eine Wahrheit; sie haben sich tapferer gehalten als die Billardbälle, obgleich diese aus festem Elfenbein, sie aber aus steifem Papiere bestehen; sie werden auch wie die persischen zehntausend Unsterblichen nicht sobald eines klanglosen Todes verblassen.

An kartenspielendem Nachwuchs ist auch kein Mangel.

Der Kartengeist spukt in Wien in den jüngsten Köpfen. Die Spieltische scheinen übrigens aus dem himmlischen Reich der Mitte, aus China, herübergekommen zu sein. Man gewahrt keinen Fortschritt, es ist eine Art

Digitized by Google

Versteinerung in der Naturgeschichte des Kartenspieles eingetreten. Man spielt noch immer dieselben Spiele, die vor einem halben Jahrhundert in der Mode waren, und man möchte fast rufen:

Kong-fu-tse est mort, vive Kong-fu-tse!

Preferance, Piquet, Tarok und Whist sind so ziemlich das Alpha und Omega unserer Kartenspieler in Kaffehhäusern und Schenken geblieben.

Hie und da zeigt sich ein langweiliges Ecarté-Paar.

Ach Gott, das französische Ecartéspiel stimmt so trübselig wie ein Reigen im Schlafrock, es ist eine gespielte Quadrille française! Man könnte sich dabei zu Tode ennuyiren. Möglich, daß zuweilen auch eine Bostonpartie zu Stande kommt, aber der König des Kartenspiels, das edle l'Hombre, zählt keine Ambassadeurs, keine Gesandten oder Repräsentanten seines souveränen Ranges. Und doch ist dies »königliche« Spiel — so lautet sein Beiname — eine halbe Wissenschaft.

Die Spanier erfanden es, die Mauren wurden Meister darin, König Franz I. brachte es aus der Madrider Gefangenschaft nach Frankreich, und von diesem Zeitpunkte an galt es als der schönste Zeitvertreib in halb Europa. Die wunderbaren Kombinationen des l'Hombrespieles haben die Mathematiker sehr viel beschäftigt; so wurde unter Andern von Klügel in Halle die Wahrscheinlichkeitsrechnung auf dasselbe angewendet.

Wie trügerisch dieser Kalkul jedoch lautet, mag nachstehende wahre Geschichte beweisen. Ein junger Mann in Wien verspielte eine Erbschaft von hunderttausend Gulden am l'Hombretische in den Salons reicher Leute. Der

Digitized by Google

Unglückliche mußte deshalb manchen Spott und Hohn über sich ergehen lassen. Endlich kam ihm ein genialer Gedanke. Er ließ sich, es war eben Winter, einen Radmantel machen, dessen Futter als Dessin mehrere Vierecke zu je neun Kartenblättern zeigte. Im l'Hombrespiele bekommt bekanntlich jeder Spieler blos neun Karten. Die oben erwähnten Vierecke wiesen die Blätter, welche unser Pechvogel an besonderen Unglückstagen in die Hände erhalten.

Ging nun ein Freund oder Bekannter auf dem Graben oder dem Kohlmarkt auf den verarmten Erben los, fragend, wie er so viel Geld im l'Hombre verlieren konnte, so schritt der verhöhnte junge Mann rasch zu der Gegenfrage, ob sich der Spötter auf dies Spiel verstehe, und im Bejahungsfalle wurde der Mantel emporgeschlagen, und eines der Vierecke nach dem andern vorgewiesen.

»Hättest Du mit diesen Karten »gefragt«?!«

»Allerdings!«

»Ich that es und mußte »schliesen«. Würdest Du mit diesem andern Blatte hier »grande Tournée« gerufen haben?«

»Ganz sicher!«

»Ich wagte es und wurde geworfen. Hättest Du dich mit diesen neuen neun Karten unverzagt auf ein »sans prendre« eingelassen?«

»Mit der vollsten Siegeshoffnung?«

»Groß geirrt! Ich fiel in schmählicher Weise.«

Die Spottvögel verstummten. — —

Das Brettspiel, welches die Perser »tausend Sorgen« nennen, ward in Wien seit Jahren eifrig betrieben.

Digitized by Google

Einst galt Allgaier als Matador. Sein Gambit wird noch jetzt als gefährliche Spielweise bezeichnet. Später befand sich das Hauptquartier der Wiener Schachspieler gleichfalls im ersten Stockwerke des Neuner'schen Kaffehhauses.

Auch erschien kurze Zeit eine »Wiener Schachzeitung«.

Gegenwärtig hat der hiesige Schachklubb sein Lager in der Goldschmidgasse aufgeschlagen. Es fehlt zwar an einem Morphy oder Anderssen, auch ein Löwenthal oder Harrwitz, ja selbst ein Grimm — er lebt gegenwärtig als türkischer Stabsoffizier in Aleppo — dürfte hier schwerlich zu finden sein; doch mangelt es nicht an tüchtigen Schachspielern, welche die Fahne der Kaiserstadt Wien auch auf diesem Kampfplatze mit hohen Ehren aufrecht zu erhalten wissen.

Digitized by Google

8. Der Kunstsalon.

Es gibt in Wien noch eine zweite herabgekommene Muse, der es eigentlich noch weit schlimmer ergeht, als ihrer Schwester Musik. Auch sie krankt, wie letztere, an einem überaus bedenklichen Leiden.

Es ist die Farbennoth.

Heinrich Heine schrieb bekanntlich unter dem Titel »Die Götter im Exil« eine Flugschrift, darinnen er das traurige Schicksal der ehemaligen heidnischen Götter schilderte, und von Jupiter, dem Chroniden, erzählte, wie derselbe als abgelebter Greis, um den Unterhalt für sein elendes Dasein zu erhalten, sich gegenwärtig genöthigt sehe, auf einer nordischen Insel, einem armen Savoyarden gleich, Kaninchenfelle zu verkaufen. Eine prachtvolle Existenz für den ehemaligen Geliebten der Danaë, der so freigebig mit einem goldenen Regen herumwarf!

Armer Don Juan des Alterthums!

Heine versprach dies Büchlein fortzusetzen, der Tod trat jedoch an sein Lager und entwand dem müden Dichter die geistvolle Feder. Es fällt dem Schreiber dieses Kapitels nicht bei, die unterbrochene Arbeit jenes berühmten Poeten aufnehmen zu wollen; doch kann er es nicht länger auf dem Herzen behalten, daß er kürzlich

Digitized by Google

ſelbſt eine ehemalige griechiſche Göttin getroffen und geſprochen habe, die zwar noch nicht in das Exil gewandert, aber geiſtig ſo herabgekommen iſt, daß ſie nächſtens ein Bittgeſuch einzureichen gedenkt, des Inhaltes, man möchte ſie doch um der Barmherzigkeit willen für immer des Landes verweiſen.

Es war die Muſe der Malerei.

Ich wollte ihren Worten anfangs keinen rechten Glauben ſchenken, denn jene ehemalige Bewohnerin des Parnaſſes, die ich mir nach älteren Beſchreibungen ſchlank und ſylphenartig dachte, hatte im Verlauf der Zeit beträchtlich an Embonpoint zugenommen. Die Muſe aber meinte, trübſelig lächelnd, beſagte Fettmaſſe rühre von dem Umſtande her, daß ſie kürzlich aus Verzweiflung Kindsfrau oder Bonne bei dem lackirten Nachwuchſe eines Genremalers geworden; geiſtig aber ſei ſie, wie geſagt, ſchmählich verwildert, auch leide ſie in Folge eines lang vernachläſſigten Rheumatismus an Gicht an Händen und Füßen. Ich frug ſie natürlich, wo ſie ſich das letztere Uebel zugezogen habe.

Die Antwort lautete:

»In den permanenten Kunſtſalons.«

Nach dieſen Worten entfernte ſie ſich mit haſtigen Schritten, indem ſie mir ſcheidend ein kleines Manuſkript in die Hände drückte. Da es offenbar ihr Wunſch zu ſein ſcheint, dasſelbe durch den Druck veröffentlicht zu ſehen, ſo entſpreche ich auch in dieſem Buche nachſtehend dieſem Verlangen.

Das Manuſkript begann wie folgt:

Geneigter Leſer, begleite mich durch den Kunſtſalon!

Digitized by Google

Muth, du haſt nichts zu fürchten, denn es fällt mir armen Muſe der Malerei ja nicht bei, dir anmit einen gedruckten Wegweiſer durch irgend eine »Kunſtausſtellung« in die Hände ſpielen zu wollen!

Ich überlaſſe dies mühſelige Handwerk wohlbeſtallten Journaliſten, die als echte »penny-a-liners« (einen Pfennig für die Zeile) jeden Monat eine gewiſſe Menge Oelfarbe verſchlucken und dafür als gewandte Taſchenſpieler ſo und ſo viele Ellen Feuilleton aus dem Munde ziehen müſſen.

Was frommt es aber auch, den alten Jammer über den Verfall der Kunſt aufs Neue anzuſtimmen; was nützt es zu wiederholen, Hungerleiden ſei dermalen das einzige Hiſtoriſche bei der Hiſtorienmalerei?! Oder würde ſich die Unzahl geſchmackloſer Genrebilder vermindern, wenn man ſie mit den Golems der jüdiſchen Sage, mit dieſen ſcheinlebenden Lehmfiguren, vergliche, die todt zu Boden ſtürzen, wenn man das Zauberwort »Wahrheit«, hier die Loſung »Poeſie« ausſpricht?!

Ich glaube es nun und nimmer.

Mich treibt ein anderer Geiſt der Verneinung.

Es handelt ſich um die Zuläſſigkeit der permanenten Kunſtausſtellungen, vom Standpunkte des Gedeihens und der Malerei ſelbſt aus betrachtet. Man könnte leider dicke Bände darüber füllen, ohne die Ketzer im Glauben an das wahrhaft Schöne in der Kunſt zu überzeugen, zu bekehren. Für die Maler der Gegenwart, namentlich in Wien, in der Stadt des Genuſſes, ſind permanent offenſtehende Kunſtſalons freilich von unläugbarem hohen Werthe.

Digitized by Google

Man bringt so seine Bilder leichter an den Mann, und mehr will ja die Mehrzahl unserer Kunstjünger nicht, wie tausend traurige Beispiele lehren. Ein derlei Wiener Kunstsalon ist nichts weiter als eine glänzende Illustration des Spruches. Nur der Lebende hat Recht.

Doch auch die Todten wollen — leben!

Und sie *sollen* leben, das heißt, ihre Meisterwerke müssen fort und fort in das Fleisch und Blut der Nachwelt übergehen. Das ist der einzige Weg, der zu dem echten Kultus des Schönen führt. Permanente Kunstausstellungen sind aber auf diesem Pfade eher ein Hemmschuh als eine Lokomotive. Unser Nachwuchs wird durch diese gemalten Ammen so zu sagen »bei neuen Bildern« auferzogen.

Das ist vom Uebel!

Das junge Volk gewöhnt sich, frisches Kolorit, prächtige Farben als die Hauptsache anzusehen. Es ist daher auch schon bei der Versteigerung trefflicher älterer Gemälde vorgekommen, daß die wunderliche Aeußerung laut wurde, was solle man hier alte Bilder kaufen, da man sie doch im Kunstsalon »eben fertig geworden« anschaffen könne, als ob es sich auf dem Gebiete der Kunst, wie in einer berühmten Restauration um Gerichte vom heutigen Datum handle.

Vatel ist kein *Raphael*.

Es gibt aber noch einen zweiten, weit ärgeren Uebelstand.

Er trägt ein Gewand von Pfauenfedern.

Eitelkeit hat nämlich bei den Einkäufen im Kunstsalon verstohlen oder offen die Hand im Spiele. In zehn

Digitized by Google

Fällen wenigſtens neun ein halb Mal! Der Zettel, der da beſagt, Herr N. N. oder Dame M. M. habe dieſes Bild um ſo viele Hunderte von Gulden in klingender Münze angekauft, dieſer Zettel iſt es, der wie die bezauberte Wünſchelruthe oder wie ein magiſcher Dietrich ſelbſt derlei Börſen und Kaſſen in Wien zu öffnen vermag, welche ſonſt unter dem doppelten Schloß und Riegel der Knauſerei lagen und der Kunſt höchſtens ein Almoſen, nie aber einen erklecklichen Ehrenſold von ihrem Mammon zukommen ließen.

Man will ſich auf die Mediziäer ſpielen.

So meinte ſchon mancher Spottvogel.

Dieſe Zettel ſind gleichſam Viſitekarten, auf denen der Eigenthümer ſeinem Namen noch das ſtolze Prädikat »Mäcen« beifügt. Ein Bild, das in einem Kunſtſalon farbenprächtig in die Augen fällt, und zu hohem Preiſe angeſchlagen worden, findet daher am leichteſten ſeinen Käufer. Auf dieſe Weiſe aber ſchwindet die Vorliebe für die ewigen Denkmale im Gebiete der Malerei, und die neueſten Gemäldegallerien verhalten ſich zu früheren derartigen Kunſtſammlungen wie die Romane des fruchtbaren Franzoſen Dumas Vater zu den geſammelten Werken eines Schiller oder Goethe.

Die Lebendigen leben, die Todten ſterben nochmals.

Mit den Letzteren ſtirbt aber auch das Ewige der Kunſt. Die Muſe geht einzig nach Brot, und dann gilt fortan jener berühmte Spruch:

Göttlich nennt ihr die Kunſt? Sie iſt's, ſo meinte ein Weiſer,
Aber das war ſie ſchon lang, eh' ſie der Welt noch gedient!

Digitized by Google

Willst du nur Früchte von ihr, die kann auch die Sterbliche zeugen,
Wer um die Göttin je freit, suche in ihr nicht das Weib!

Ein weiterer Vorwurf trifft so manchen Kunstsalon überhaupt, ohne daß hier die Permanenz desselben von sonderlicher Bedeutung wäre. Bei vielen Kunstausstellungen führt nämlich sogenannter Patriotismus das große Wort. Man begünstigt das Inland auf Kosten des Auslandes.

Die Kunst ist aber Kosmopolit.

Was frägt sie um den Heimatsschein!

Die Vorliebe für so manchen vaterländischen Pinsel im doppelten Sinne dieses Wortes ist hie und da bereits zur Epidemie geworden, und droht allmälig allen feinen Geschmack und echten Kunstsinn in der letzten kümmerlichen Blüthe dahinzuraffen. Das ist giftiger Thau für die zarte Pflanze in den Gefilden der bildenden Künste. Ein echter Kenner achtet zwar jede Landsmannschaft, aber sie ist für ihn nie maßgebend auf dem Parnasse.

Selbst dem Laien kommen da oft ironische Gedanken.

Noch schlimmer denkt man hierüber im Auslande.

»Man merkt die Absicht, und man wird verstimmt.«

Diese Verstimmung bleibt nicht ohne böse Folgen.

Fremdländische Künstler, die wirklich etwas Gediegenes zu leisten vermögen, zögern mit weiteren Sendungen. Es ist hohe Zeit einzulenken, denn wenn man wirklich einen Koran der Kunst schreibt, nach welchem jedes heimische »cacatum non est pictum« ausgestellt oder wohl gar für eine vaterländische Kunstsammlung angekauft werden soll: dann wird man so manchen hie-

Digitized by Google

sigen Kunstverein in der Fremde bald als »Versorgungshaus für verkrüppelte gemalte Landeskinder« kennzeichnen, oder als »erste Krippe oder Crêche anzuhoffender vaterländischer Raphaele« häufeln und belächeln!

Hier endete das Manuskript.

So lautete das Klagelied einer herabgekommenen Muse.

Digitized by Google

9. Oberon und die Wiener Zofe.

Der obige zweite Titel ist eigentlich ein Verstoß gegen die heimische Sittengeschichte. Wien, das nie an den seligen Adelung glaubte, kennt keine vornehmen Zofen, es weiß einzig von schalkhaften Stubenmädchen.

Die Wiener Stubenmädchen sind aber auch eine ganz eigenthümliche Species des großen Genus, Mägde benamset. Ein Stubenmädchen, am Donaugestade aufgewachsen, ist keine Pariser Grisette, obwohl immer heiter wie die Lachtaube Rigolette; sie ist kein vorlautes Berliner Kammerkätzchen, kein albernnaives Ringelhäubchen von München, keine hagere, wortkarge Waiting-Maid aus der Riesenstadt an der Themse. Ein unbekannter mächtiger Chemiker, der seine Wissenschaft auch nach psychologischem Gebiete übertragen, scheint alle guten und bösen Eigenschaften der weiblichen dienstbaren Geister in Deutschland, Frankreich, England und Italien zusammengebraut zu haben; die Retorte zersprang durch Zufall, als er eben durch Wien reiste, und das erste Stubenmädchen der alten Kaiserstadt erblickte das freundliche Licht der Sonne.

Möglich auch, daß ein geistreicher Lustspieldichter — so lautet wenigstens eine anderweitige Angabe —

Digitized by Google

die Wiener Stubenmädchen erfunden hat, dann aber war es wahrscheinlich weiland Kotzebue, welcher diese »Magdwerdung« veranlaßte, denn schlagfertiger Witz, rosige Laune, boshafte Spottsucht sind unserer heimischen Race Zofen angeboren.

Ein Wiener Stubenmädchen besitzt ferner sehr schöne, fast tugendhafte Eigenschaften. Seine Treue gegen den Dienstgeber ist lauteres Gold, wenigstens so lange, bis sie nicht mit dem doppelten Gewicht an Dukaten aufgewogen wird. Auch hegt ein heimisches Kammerkätzchen große Anhänglichkeit an seine Herrschaft; sie ist gewöhnlich die Vertraute, ja die Duenna ihrer Gebieterin; wenn man nämlich das Wort Duenna im italienischen Sinne nimmt, und darunter eine verschlagene Begleiterin, einen weiblichen Cicisbeo, eine scheinbare Garde des Dames versteht, welche jedoch die Rolle des angeblichen Vormundes alsogleich aufgibt, sobald die Mündel nichts mehr zu befürchten hat von listigen Spähern und Kundschaftern.

Das Metier, welches ein Wiener Stubenmädchen am liebsten betreibt, ist das Handwerk oder das Amt eines Postillon d'amour; nie hat es auch einen Briefträger oder Botenjungen gegeben, welcher verläßlicher oder geschickter gewesen wäre, ein Schreiben der Zärtlichkeit an die richtige Adresse gelangen zu machen.

Man denkt dabei an morgenländische Brieftauben.

Ein gedientes Wiener Stubenmädchen ist eigentlich eine Art Bosco; die findige Dirne weiß ein Billetdoux in die rechte Hand zu schmuggeln, und läge auch gleich-

Digitized by Google

zeitig ein ganzes Reiterregiment von ſchwarzen oder weißen Othellos auf der Lauer.

Es geſchieht aus esprit de corps.

Der Point d'honneur aller heimiſchen Zofen würde verletzt, falls das geſchriebene Stelldichein durch die Schuld des weiblichen Liebesboten nicht zu Stande kommen ſollte. Ein Rendezvous iſt für ein Wiener Stubenmädchen ein Ukas, ja ein Ferman, der in Vollzug geſetzt werden muß, und wäre ſelbſt eine rothe Seidenſchnur das Ende vom Liede.

Unſere dienende Landsmännin gilt nebſtbei als ein Muſter von Geduld; ſie erträgt ſo manche Launen ihrer Gebieterin mit einer Langmuth, als ſei ſie eine Verkörperung, eine Inkarnation des bekannten zähen Patienceſpieles. Eine Demüthigung vergibt ſie jedoch niemals, und das iſt der Mangel an Vertrauen von Seite ihrer Herrin. Ein Geheimniß, das man vor ihr verbirgt, namentlich wenn es ſich um Angelegenheiten des Herzens handelt, kann ſie zur raſenden Medea machen.

Hier iſt kein Verzeihen denkbar!

Es bleibt zudem ein thörichtes Unternehmen, ihr verliebte Dinge verſchweigen zu wollen. Der Scharfſinn, die Spürnaſe dieſer Race mahnt an jenen unübertrefflichen Wachtelhund, der ſelbſt die Rebhühner auf einer Speiſekarte zu ſtehen pflegte; ja es ſoll ſogar einmal ein Wiener Stubenmädchen gegeben haben, welches ſchon drei Tage früher, kurz zum Beiſpiel bereits am Donnerſtag wußte, in welchen jungen Mann ſich ihre erlauchte Dame auf der Promenade am Sonntag verlieben werde.

Das Wiener Stubenmädchen iſt zudem mitunter

Digitized by Google

ſelbſt ſehr verliebter Natur, ein halber Don Juan im Unterrocke, ein angehender Graf Lauzun mit Schürze und Handtaſche. Am verlockendeſten gibt ſich die ſogenannte ſchwärmeriſche Race Stubenmädchen. Ein Liebeslied, ein Gedicht voll Innigkeit iſt ſo viel wie ein Freipaß nach ihrem Herzen. Ein derlei ſentimentales Kammerkätzchen beſucht am Sonntag auch nie ein Vorſtadttheater; ſie ſchwärmt für das Tragiſche, als haut-goût gilt ihr ein Trauerſpiel.

»Louiſe, du ſiehſt blaß!«

Das iſt eine echte Antichambre-Parole!

Es gibt in den Augen dieſer Art Schwärmerinnen nichts Schöneres, als wenn man den »Geiſt unglücklicher Liebe« aus den Gräbern der Vergangenheit heraufbeſchwören ſieht. Die letzte Gallerie im Burgtheater iſt daher an ſo manchem Feiertag Abends nichts weiter als die »Seufzerallee« der liebesſiechen Wiener Stubenmädchen.

Leider endet die Romantik meiſt in jungen Jahren.

Der Poet bleibt arm wie eine Kirchenmaus, und von »brennender Liebe« kann man nicht leben. Schmucke, gerngeſehene Offiziere werden nach fernen Garniſonsplätzen verſetzt; der luſtige Bruder Student, welcher dem hübſchen Kammerkätzchen einſt den Hof machte, wurde Philiſter, hat ſich des ſchnöden Mammons willen mit einem häßlichen Geſchöpfe verheiratet.

Eine bedenkliche Situation!

Nun muß die Reſerve vorrücken.

Es ſind zwar keine gedienten, aber denn doch dienende Leute, und beſtehen dieſelben meiſt aus herrſchaftlichen Lakeien oder Büchſenſpannern. Der neue derbe

Digitized by Google

Liebhaber hat ein hübsches Stück Geld erspart, die Zofe wußte ihre geheimen Botengänge gleichfalls gegen klingende Münze zu verwerthen.

Man schreitet zur Hochzeit.

Der Freier wird meist Fragner, in Wien schlichtweg »Greisler« genannt; seine Ehehälfte wirthschaftet gewöhnlich als Gemüsehändlerin, denn hiebei kann sie noch ein altes Lieblingsgewerbe ausüben, kurz den Postillon d'Amour der dienenden Klasse abgeben. Leider schlagen derlei Ehen selten sehr rosig an. Kindersegen, Krankheiten, sonstige Unfälle führen rasche Verarmung herbei. Der Mann beginnt seinen Unmuth in »Feuerwasser« zu ertränken; Kummer bleicht die Rosen auf den Wangen der ehemaligen Zofe, und das einst so reizende Kind wird zur früh ergrauenden Matrone.

»Arm sein ist nichts, doch Herr, verarmen?!«

So frug einst Karl Beck.

Der Mann hatte Recht.

Doch weiter in unserer Schilderung!

Neugierde ist, wie oben erwähnt, ein Hauptfehler der Wiener Stubenmädchen; als ihre Erbsünde kann man jedoch die Putzsucht bezeichnen. Hierüber weiter unten ein Mehres! — Eine Eigenthümlichkeit dieser Race bestand einst in ihrer Benennung, sie führten in Altwien weniger einen Taufnamen, als so zu sagen einen Familiennamen. Der Unterschied in ihrer Nomenklatur hing einzig von dem Adel, Rang und Reichthum ihrer Brotgeber ab.

Diente das Stubenmädchen bei hohen Herrschaften, so hieß sie gewöhnlich Anna oder Nina, in der Ari-

Digitized by Google

ſtokratie financière wurde ſie Netti oder Nanette genannt, im Bürgerſtand rief man ſie mit Nanerl und Nani. Der 26. Juli war zu jener Zeit der Namenstag aller Wiener Stubenmädchen. Der Pyrotechniker Stuwer brannte blos ihrethalben am Annatag ſein ſchönſtes Feuerwerk ab, ja Viele behaupteten, die Komödie »Anna, Nina, Netti, Nani, Nanerl und Nanette«, die einſt im Leopoldſtädter Theater alljährlich am Annenfeſte, alſo an dem mehrerwähnten 26. Juli, gegeben wurde, ſei blos zu Ehren der Wiener Kammerkätzchen gedichtet worden. Ich ſelbſt ſchrieb einmal einem artigen Bürgerskinde von Wien, das ſpäter bei der unverhofften Verarmung ſeiner Eltern unter die herrſchaftlichen Zofen ging, nachſtehende Strophe in das Stammbuch:

Gar ſüße Sachen hat der Mandoletti,
Doch iſt als ſüßer noch dein Kuß bekannt,
O wunderholde Anna, Nina, Netti,
Auch Nani, Nanerl und Nanette genannt!

Dies charakteriſtiſche Merkmal — nomen et omen — hat ſich in der Neuzeit verloren. Unſere Stubenmädchen führen jetzt weit vornehmere Namen, wie: Siegelinde, Aurora, Zelia, Cheriſtane und Engelbertha. Dies mag vielleicht mit Urſache ſein, daß der echte, originelle Typus des heimiſchen Zofenthumes allmälig zu erlöſchen droht.

Zum Schluß noch eine ſagenhafte Geſchichte!

Es handelt ſich um das Entſtehen des Schildes des Modeatelier »zur ſchönen Wienerin« am Stefansplatze, am Ende der Kärnthnerſtraße. Dies Atelier ſteht jetzt

Digitized by Google

unter einer andern Firma, ist auch vor ein paar Jahren nach einem andern Stadttheil verlegt worden.

Doch man höre!

Das romantische Gedicht »Oberon, König der Elfen« zerfällt eigentlich in zwei Abtheilungen. Den ersten Theil hat bekanntlich Wieland geschrieben. Oberon und Titania versöhnen sich zum Schlusse, Dank der Treue, welche Ritter Hüon und die Khalifentochter Rezia bewiesen. Das ist eine Thatsache oder Sage, welche wohl keiner deutschen Leserin fremd geblieben sein dürfte.

Leider erneuerte sich der häusliche Zwist im Reiche der Elfen, und zwar erst in neuerer Zeit, wie dies von dem weiland Blaustrumpf Agnes Franz in einem späteren Buche bündig nachgewiesen worden. Dies Buch oder die zweite Abtheilung des obengenannten Gedichtes hat, wenn ich nicht irre, den Titel »der Shawl« erhalten.

Letzter Grund der neuen Zwietracht war eine Lieblingssklavin der Elfenkönigin, welche nebstbei Zofendienste im Boudoir ihrer zauberhaften Gebieterin verrichtete. Dies Kammerkätzchen verleitete seine Herrin Titania zu so kostspieligem Putze, daß Oberon beinahe Gefahr lief, bankerott zu werden. Der zürnende Elfenkönig verwandelte die Zofe zur Strafe in eine angorische Ziege, aus deren Vließ bekanntlich die ostindischen Shawls gefertigt werden. Oberon fügte nach Agnes Franz noch den Fluch bei, die Verzauberung sollte erst dann enden, wenn sich jemals ein Weib fände, dem Putze also abhold, daß es selbst einen echten Shawl als Hochzeitsgeschenk auszuschlagen vermöchte.

Diese Angaben sind großen Theiles irrig.

Digitized by Google

Ich ward beſſer verſtändigt.

Die Lieblingszoſe der Elfenkönigin war keine Sklavin, ſondern ein freigebornes Wiener Stadtkind, Namens Netti Schnabel. Ihr Vergehen wurde jedoch von Agnes Franz richtig geſchildert. Die Putzſucht, welche Netti dem Herzen Titaniens einzuimpfen wußte, brachte das Elfenreich auch wirklich hart an den Rand des Verderbens.

Das Strafgericht erfolgte.

Es war jedoch von keiner Ziege aus Kaſchemir die Rede, nein, Oberon verwandelte die Zoſe einfach in eine Wachspuppe, und verbannte ſie nach dem großen Schaufenſter im Modeatelier »zur ſchönen Wienerin«, das in neueſter Zeit nach einem andern Stadttheil verlegt wurde.

Dort ſitzt nun Netti Schnabel ſeit hundert Jahren, dort bleibt ſie ſo lange als Wachsfigur im Exil, bis ſich einſt ein Wiener Stubenmädchen findet, welches denſelben Taufnamen führt, und ſo wenig von Putzſucht weiß, daß es in Abweſenheit ſeiner Herrin kein Gelüſte ſpürt, die neue Robe, den Shawl oder den Hut ſeiner erlauchten Dame vor dem Spiegel — — zu probiren.

Iſt eine ſolche Wiener Zoſe denkbar?

Auch droht das Geſchlecht der Wiener Annen auszuſterben.

Arme Netti Schnabel!

Digitized by Google

10. Kleinkalifornien in Wien.

Nach der Anſicht der Geographen liegt Kalifornien in der neuen Welt, und zwar an der Weſtküſte von Nordamerika. Man ſpricht von einem Flächenraum von mehr an viertauſend Quadratmeilen. Dieſe Angabe iſt nicht ganz richtig. Ein Theil des kaliforniſchen Ländergebietes erſtreckt ſich nämlich bis nach Europa herüber, und liegt im Kaiſerſtaate Oeſterreich, in der innern Stadt Wien, in der ſogenannten Renngaſſe, von wo es nächſtens nach der Freiung verlegt werden ſoll.

Dies Stück Kalifornien heißt hierlandes:

Die Börſe.

Ein Gau desſelben befindet ſich im ſogenannten Auwinkel.

Man verdient auch hier im Jahre ein Heidengeld an Gold und Silber. Die Mühſal des Erwerbens iſt bei uns jedoch weit geringer. Die Börſe iſt ja für gewiſſe Kundſchaften nichts weiter als die Vaterſtadt des »geſchäftigen Müßigganges«. Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, noch einmal ſei es geſagt, daß ich hier nicht von den wirklichen Banquiers und Kaufleuten ſpreche.

Digitized by Google

Der Handel iſt der Blutumlauf eines Volkes, und der jeweilige Kurs vertritt die Stelle des Pulsſchlages, nach welchem ſtaatsökonomiſche Aerzte die Geſundheit einer Nation zu ſchätzen pflegen. Meine Wenigkeit hegt daher auch die tiefſte Hochachtung vor dem werkthätigen Kaufherrn. Der Waglingsmuth der alten normänniſchen Seekönige, der Geiſt eines Raleigh oder Raleghi iſt neuerſtanden in dem kühnen Handelsmann, der als Tummler der Wellen den Norden mit dem Süden verbindet, und dem Weſten die Grüße des fernern Morgenlandes bietet.

Was man unter den Kleinkaliforniern von Wien verſteht, das iſt jene Race

»Börſeſchwindler«,

die nie ihr Brot im Schweiße des Angeſichtes verdienten, die von dem Lottoſpiele des Kurſes leben, und kurz geſagt dieſelbe Rolle ſpielen, welche den nordamerikaniſchen Indianern in der Nähe von San Francisco zugefallen.

Wer in dem wirklichen Kalifornien einer Bande ſolcher Rothhäute in die Hände fällt, geht nämlich einem liebenswürdigen Schickſale entgegen. Er wird entweder bei gelindem Feuer geröſtet oder bei lebendigem Leibe langſam geſchunden. Beides iſt auch bei uns der Fall. Das gelinde Feuer vertritt die Folterangſt bei dem Fallen der Papiere; auch wird es wohl wenige Bewohner der Freiung oder der hohen Brücke geben, welche ſich nicht häufig des Anblickes eines Menſchenkindes erfreuten, das aus der Rennga ſſe geſchunden nach Hauſe kehrte.

»Das iſt ſo Herrenrecht zu Arras!«

Digitized by Google

Das Ende eines Glückspilzes der Börse ist mit einem Worte echt amerikanisch. Anders aber verhält es sich, wie gesagt, mit dem Erwerbe. An der Westküste von Nordamerika mühen sich die Schatzgräber und Goldwäscher Tag und Nacht, führen in der einen Hand den Spaten und in der Andern das Schwert, roboten bei sengender Hitze und bei grimmiger Kälte, und müssen den goldenen Mammon gar oft mit ihrem Herzblut bezahlen.

Anders der Kleinkalifornier von Wien!

Hier bei uns hat man weit leichteres Spiel. Die Schatzgräberei in der Renngasse kostet nie das Leben, sie kostet im schlimmsten Falle höchstens die Ehre, und in diesem letzteren Falle sollen viele Börseschwindler sehr wenig zu verlieren haben. Sie sind lebendige Seitenstücke zu dem armen Peter Schlemihl; es heißt, daß sie ihren schönen moralischen Schlagschatten schon lange verkauft haben.

Der Wiener Kalifornier führt zudem ein höchst freudenreiches Leben. Die Sonne steht hoch am Himmel, ehe der homo californiensis, boa L. draco constrictor sich aufmacht sein Opfer zu verschlingen.

Sein Ansehen ist sehr stattlich.

Sein Fell ist Stoff von Gunkel, die Bedeckung seiner Krallen lieferte einst Jaquemar, jetzt bezieht er sie bei Herrn Tostmann auf dem Graben. Der Religion nach gehört er zu beiden Testamenten; viele schwören auch auf den Koran. Sein Lieblingsfutter sind Austern und Trüffeln; was die Getränke anbelangt, pflegt er dem Champagner den Vorzug zu geben.

Wie alle Amphibien nimmt er sein Mahl am lieb-

Digitized by Google

ſten in der Nähe eines Fluſſes ein, und die Tagesloſung eines gewiſſen Gaſthofes in der Jägerzeile gibt daher den Thermometer der Börſe ab; ja man kann an dem Diner oder Souper ſo manchen Glückspilzes leicht entnehmen, ob er heute in Kleinkalifornien geſchunden hat oder ſelbſt geſchunden wurde. Letzteres iſt freilich faſt immer das Ende von dieſem garſtigen Liede.

Die Beſchäftigung des Kaliforniers iſt ſehr einfach. Er kauft oder verkauft ſcheinbar Papiere.

Es genügt, wenn er während der Börſeſtunden zwei- oder dreimal den Mund aufſperrt. Dies einfache Manöver reicht hin, um dieſem »geſchäftigen Müßiggänger« eine Jahresrente zu verſchaffen, von der zwanzig fleißige Familien ſammt ihren zahlreichen Angehörigen beſcheiden zu leben vermöchten.

Es gleicht alſo den Lilien auf dem Felde, die nicht ſpinnen, noch nähen, und doch den König Salomon weit überſtrahlten an Pracht und Herrlichkeit. Ein thätiger Mann würde ſich eines ſolchen Lebenswandels ſchämen; der Kleinkalifornier ſieht jedoch »in ſeines Nichts durchbohrendem Gefühle« unwillig auf die fleißigen Leute herab, die da gezwungen ſind, ihr Brod mit Hammer oder Feder zu ſchmieden oder zu ſchreiben.

Uebrigens iſt der Kalifornier meiſt ein Kunſtfreund. Er pflegt jedoch ſeine Achtung vor Poeſie oder Muſik nie dem Dichter oder Tonſetzer ſelbſt zu zollen; er wendet ſich an ihre Ambaſſadricen und legt ſeine Huldigung den ausübenden Künſtlerinnen zu Füßen. Am reizendſten bedünken ihn Tänzerinnen, beſonders wenn ſie nicht blos den Tanz, ſondern auch das Koſtüm der grie-

Digitized by Google

chiſchen Daphne nachahmen. Da man aber in dem Reiche Terpſychorens gewöhnlich ſehr koſtſpielig lebt, da ferner die Gilde der Scharlachdamen bei Hoftheatern faſt überall landesverwieſen wurde, ſo ſchreitet er aus dem Weichbild der innern Stadt, und begnügt ſich »den im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Kavalier« in der Nähe einer Vorſtadtbühne zu ſpielen.

Abends zieht er dann wie ein Triumphator nach dem Zuſchauerraum vor den weltbedeutenden Brettern. Zu ſeinem Glücke begleiten ihn faſt immer ein paar Freunde, ſorglich bedacht, den Kalifornier bei dem Auftreten ſeiner Huldin raſch auf den Sperrſitz niederzudrücken, denn ſonſt würde er emporſpringen, ſich vornehm lächelnd vor dem Publikum verbeugen, und laut jubeln:

»Sehen Sie, dies Koſtüm habe etwas ich beſorgt, dieſes Armband iſt etwas von mir, dieſer Shawl koſtet etwas mein Geld!«

Ja, das thäte der Kalifornier.

Ah, quel plaisir d'être affrêteur!

Später kommen freilich gewöhnlich die Tage, von denen man auch an der Börſe zu ſagen pflegt, ſie gefallen uns nicht mehr. Was liegt daran? Man iſt doch einmal in Aranjuez geweſen! Man hat doch einmal den Kavalier geſpielt! Man hat doch etwas einmal eine liaison dangereuse gehabt! Regen nach Sonnenſchein. Und gibt es kein Mittel, dieſem heilloſen geſchäftigen Müßiggange endlich Grenzen zu ſetzen?

Zwei Umſtände verhindern es.

Erſtlich liegt unſere Börſe nicht in Konſtantinopel.

Sultan Mahmud II. ließ zweitens die Janitſcha-

Digitized by Google

ren bereits im Juli 1826 niedermetzeln. Sonst wäre es herrlich zu sehen, wenn eines schönen Vormittags zwei Ortas oder Bataillons Janitscharen nach der Freiung, über die hohe Brücke anrückten; so wäre es allerdings lieblich zu hören und zu vernehmen, wenn der kommandirende Bimbaschi oder Bataillonschef vortreten und sagen würde:

»Habt Acht!

Senkt Mahommed's heilige Fahne vor jedem rechtschaffenen, thätigen Kaufherrn! Die Kleinkalifornier aber, die nicht arbeiten, noch steuern, diese Drohnen des menschlichen Geschlechtes, die nichts lieben als Müßiggang und Befruchtung, diese treibt mit Ruthen und Geißeln, ja mit flachen Säbelhieben nach unseren Oda oder Kasernen! Sie seien verurtheilt, Zeit ihres Lebens als Gemeine zu dienen. Sendet sie nach Bosnien, Montenegro oder Syrien; Kanonenfutter, sie füllen bei dem Barte des Propheten den Graben so gut wie bessere Leute!«

Schade, daß Wien nicht in der Türkei liegt!

Dumas Sohn weiß freilich noch einen anderweitigen Ausweg. Er meint in seinem Stücke »La question d'argent«, sobald ein Mann zwanzig Jahre alt sei, habe ihn der Staat fragen zu lassen:

»Mein Herr, was thun Sie zum allgemeinen Besten?«

»Nichts, mein Herr!«

»Ach, wollen Sie also arbeiten?«

»Nein, mein Herr!«

»Gut, Sie haben also Vermögen?«

»Nein, ich spiele blos an der Börse.«

Digitized by Google

»Wohlan, mein Herr, es steht Ihnen frei, nicht zu arbeiten, aber dann müssen Sie jährlich einen Ersatzmann stellen und bezahlen, der für Sie arbeitet, und wir werden Ihnen dagegen einen Faulheitsschein, eine Trägheitskarte einhändigen, mit der Sie überall frei herumgehen können, Sohn aus Kleinkalifornien!«

Digitized by Google

11. Die Urenkel des Hanns Sachs.

Die Historiker sind noch uneins, wer der erste Wiener Schusterjunge gewesen, und wann er gelebt habe. Die Genealogie dieser seltsamen Race reicht jedenfalls weit in die Geschichte der guten Stadt Vindobona hinein. Nach einer Mythe, deren Glaubwürdigkeit ich jedoch nicht verbürgen kann, hätten die heidnischen Götter, als sie nach Norden flohen, am Wienfluß das unauslöschliche homerische Gelächter verloren. Dort sei es durch Jahrhunderte in einer Ufervertiefung verborgen gelegen. Eines Tages aber habe es ein Lehrling von der ehrsamen Zunft des Meisters Hanns Sachs zufällig aufgefunden, in seine Tasche gesteckt, und so sei der erste humoristische Schusterjunge entstanden.

So dunkel die Urgeschichte dieser Spaßvögel auch ist, so wurden ihre Sitten und Gebräuche doch bald durch Touristen beschrieben, und durch die Druckerschwärze in die Bücher der Länder- und Völkerkunde eingetragen. Einer ihrer besten Historiographen lebt noch gegenwärtig in Wien.

Es ist der alte Castelli.

Dieser humoristische Altwiener hat den Wiener Schusterbuben in der Vorrede zu seiner Anekdotensamm-

Digitized by Google

lung, »Bären« betitelt, ein stolzes Denkmal gesetzt; ja seine Aeußerung, ein Wiener Schusterjunge besitze mehr Witz und Laune als zwanzig norddeutsche Bonmotisten, führte sogar zu einer journalistischen Fehde, die sich freilich ins Abgeschmackte verlief.

Wie dem sei, der Wiener Schusterlehrling in der guten alten Zeit war ein ganz eigenthümlicher hochkomischer Kauz. Unverwüstlich muntere Laune galt als das charakteristische Merkmal seiner ganzen Sippschaft. Die schmale Kost, welche ihm die Frau Meisterin vorsetzte, das Geschrei der kleinen schuhmacherischen Rangen, die er als männliches Kindsmädchen auf dem Arme tragen mußte, nicht einmal die Schläge mit dem Knieriemen von der Hand des gestrengen Herrn Meisters konnten seinen Hang zur Heiterkeit, zur Spottsucht dämpfen, und selbst wenn er vor körperlichem Schmerz schluchzte, klang es wie ein schelmisches Gelächter, denn der Junge dachte, einmal werde sein Chef doch müde werden, und es sei daher an der Zeit, schon jetzt auf einen neuen losen Streich zu sinnen. Das lag im Blute.

Spottsucht ist unheilbar.

Zahllos sind die Bonmots, welche man den Schusterjungen zuschreibt. Eine alte Base von mir war einst Ohrenzeuge, wie ein Schusterbube, als er in der Josefstädter Kaiserstraße mit seinem Meister an einem Triebzug Rinder vorüberschritt, die schöne Arie »Einst zog ich an meiner Brüder Seite« aus Mehul's herrlicher Oper »Josef und seine Brüder« anstimmte.

Der Meister ärgerte sich natürlich weiblich.

Castelli erzählt ferner von einem andern losen

Digitized by Google

Exemplar dieſer echten Pechknappen, wie es ſich, als der Pudel eines Herrn auf der Seilerſtätte ein Kaninchen todtgebiſſen, zur Zeugenſchaft vor Gericht anbot, beeidend, das Kaninchen habe dem Hunde zuerſt die Zähne gewieſen.

Ein Kernwitz war endlich der Aufſchrei eines Schuſterjungen, welcher in einem Speiſekorb das Mittagsbrod ſeines Meiſters aus der Vorſtadt in das Stadtgewölbe trug, ſämmtliche Teller aber, in Trümmer klirrend, auf dem Burgplatz fallen ließ, und dann trocken meinte: »Nun, mein Herr wird große Augen machen, wenn er hört, daß er heute bei Hof ſpeiſt!«

Der Schuſterbub von einſt beſaß ferner einen eigenthümlichen Inſtinkt, den Fremden aus hundert Wiener Stadtkindern auf den erſten Blick herauszufinden. Er trieb damit ein beſonderes Metier, denn einen Ausländer tüchtig hänſeln, war und blieb nun einmal ſein Leibvergnügen.

Man kennt hundert bezügliche Schnurren.

So führte einmal, um ein Beiſpiel zu geben, ein ſolcher kleiner »Knieriem« einen Fremden, welcher die Menagerie des kühnen Van Aken beſuchen wollte, und um den nächſten Weg frug, nach Währing hinaus, und hieß ihn dort in eine Kneipe gehen, wo »Heuriger« ausgeſchenkt wurde, und zwar mit den treffenden Worten »hier ſeien Affen in Hülle und Fülle zu ſchauen.«

Affe iſt der Wiener Ausdruck für Rauſch.

Wein letzter Fechſung heißt Heuriger.

Doch auch Einheimiſche prellen gehörte zu den apparten Leidenſchaften eines echten Schuſterbuben, und

Digitized by Google

es wird zweifelsohne, ja ganz gewiß nur wenige Altwiener geben, die ſich nicht einmal von einem durchtriebenen Wiener Pechknirps durch die Geſchichte von dem Geier täuſchen ließen, der angeblich oben am Stefansthurme eine Taube rupfe.

Schadenfroh war der Schuſterjunge eigentlich ſelten. Es war ihm nur um einen kleinen Schabernak zu thun. Auch galt und gilt ſeine Ehrlichkeit als ſprichwörtlich. Ich weiß als gedienter Wiener Flaneur nur einen Fall vom Gegentheil zu erzählen. Die Schweſter des Autors dieſes Buches bog nämlich an einem düſtern Tage um die Ecke der Grünangergaſſe nach der großen Schulenſtraße hinab, und hielt ihr Parapluie einiger Regentropfen willen hoch in der vorgeſtreckten Hand. Plötzlich kam ein Schuſterbube hinter ihr dahergebrauſt, riß ihr den Regenſchirm aus der Hand, und ſtürmte blitzſchnell weiter. Ehe die erſchrockene Frau um Hilfe zu rufen vermochte, war der kleine Böſewicht bereits in der Riemerſtraße verſchwunden, und Regenſchirm und Leiſtenknirps ſah man niemals wieder.

Das war eine Ausnahme von der Regel!

Der Schuſterlehrling, der ſo zu ſagen mehr auf der Straße als an dem Dreifuß lebte, ſah viel, wußte aber, wenn es nöthig war, ein Schloß vor den Mund zu hängen. Er hörte viel, aber ſchweigen lautete ſeine Loſung. Er war in ernſten Dingen kein Plappermaul, kein Ohrenbläſer.

Kein Pechknirps mochte den Fouquier-Thinville ſpielen.

Er liebte es aber auch nicht den Hehler abzugeben.

Digitized by Google

Der Schusterlehrling träumte überhaupt von keinem Umgang, von keiner Kameradschaft, außer mit seinen Zunftgenossen. Der Rest der Bevölkerung blieb ihm ein »warmangezogenes« Räthsel; er sah die übrigen Menschen theilnahmslos wie Sprößlinge einer andern Race an sich vorübergleiten, von Gott nur geschaffen, daß ein Leistenbursche mit ihnen losen Scherz treibe.

Die schönen Gewande der Weiber, die enganliegende schmucke Tracht der Männer vermochte sein Auge kaum zu fesseln. Der Pechknirps lebte der Ansicht, er sei in Hemdärmeln auf die Welt gekommen; deshalb hielt er auch die prächtig gekleideten Kinder der feinen Welt für unglückliche Weichlinge.

Er war ein freiwilliger Paria.

Auch hat er wahrscheinlich nur einen Stammverwandten.

Es ist der Zeitungsjunge in Neuyork.

Ja, der News-boy dürfte sein Vetter sein!

Der Wurstlprater und das Kasperltheater waren seine Lieblingstummelplätze am Sonntag, an hohen Festtagen. Marinelli galt gleichfalls als sein Abgott. Nie hatte der Hanswurst einen wärmeren Verehrer, nie zählten die Juchheiritter im sogenannten Olympe des Theaters ausdauerndere Troßjungen. Lange bevor die Lampen im Orchester angezündet wurden, klimmten die Schusterjungen nach der letzten Gallerie empor.

Das Theater im Theater begann.

Gelächter erscholl, seltsame Spitznamen klangen an das Ohr der Umstehenden, unverständlich für jeden, welcher im Jargon der untern Wiener Volksschichten nicht

Digitized by Google

bewandert war, und deshalb ſolche Ausdrücke als furchtbares Rothwälſch betrachtete. Dabei nahmen die Schuſterjungen, um beſſer nach der Bühne zu ſehen, Stellungen an, welche dem Geſetze der Schwere zu ſpotten ſchienen, und den bekannten Kliſchnigg gewiß zuerſt auf den Gedanken brachten, die Kunſt des Gliederverrenkens zu erfinden.

Späße und Ränke währten fort.

Kaum aber daß der erſte Bogenſtrich im Orcheſter erklang, lang bevor der Vorhang aufflog, herrſchte jedoch eine Stille im Olymp, welche manchem Dandy im Parterre, mancher Zierpuppe in der Logenreihe als Muſter zur Nachahmung vorgehalten werden konnte. Schauſpieler, welche ſich der Gunſt dieſer nichts weniger als ledernen Jungen erfreuten, wurden freilich mit lautem Gejohle, mit einem wildbrauſenden Sturm von Beifall empfangen.

In der ſpäteren Zeit galten Raimund, Korntheuer und Ignaz Schuſter als Lieblinge der Bevölkerung der letzten Gallerie. Eine Lokalſängerin, welche einmal Breſche in das Herz der Schuſterjungen geſungen, konnte ſpäter das albernſte Couplet vortragen, und blieb doch des reichſten Applauſes ſicher. Eine rührende Scene erlebte ich ſelbſt, doch nicht im Theater, nein auf dem — Friedhof. Ein Schuſterlehrling klebte an einem Allerſeelentage ein Wachskerzchen auf das Grab der unvergeßlichen Thereſe Krones.

Die Schuſterjungen ſchwärmten auch nur in der Theſpisbude für weibliche Schönheit; außer der Theaterzeit erregte das Wort Liebſchaft meiſt Grauen und Be-

Digitized by Google

denken bei ihnen, denn sie sahen, wenn sie von einer »Bekanntschaft« hörten, vor ihrem inneren Auge die Schreckensgestalt der Frau Meisterin auftauchen, und fürchteten eine neue Menschwerdung eines dräuenden weiblichen Drachens erleben zu müssen.

Es ist auch etwas Furchtbares um eine Frau Meisterin!

Ein Witzbold meinte daher einmal, das Hauptwort Weib habe wie die Beiwörter drei, eigentlich zwei Steigerungsgrade, und laute im

Positiv: böse Sieben,

Comparativ: Stiefmutter

Superlativ: Frau Meisterin.

War die Vorstellung zu Ende, so stürzten die Pechknirpse so zu sagen kopfüber die schmale Treppe hinunter, und wer sich verspätete, der kroch den erwachsenen Theaterbesuchern durch die Beine hindurch, um nur so bald als möglich in das Freie zu gelangen; denn auf dem Theaterplatze hatten seine Kameraden gewiß schon wieder einen hochkomischen Schelmenstreich in die Scene gesetzt. Dies war auch die Stunde, wo es klassische Bonmots regnete.

So schlich einst ein Schusterlehrling furchtsam an den abgemagerten Gäulen eines Fiakers vorüber. — »Fürchte dich nicht, Dummrian,« sprach der Fiaker, »meine Pferde schlagen nicht aus!« — »Aber umfallen könnten's, die Lamperln!« lautete die beißende Antwort, von einem Sturm von Gelächter von Seite der Umstehenden begleitet.

Digitized by Google

Am andern Morgen gingen derlei Schwänke bereits von Mund zum Munde. Alle Welt wollte Ohrenzeuge derselben gewesen sein, denn der Schusterbube von ehemals war der Blumauer in Prosa und Schurzfell, der Sonnleithner in Hemdärmeln, der M. G. Saphir mit dem Knieriemen, kurz der personifizirte Witz von Altwien.

Die Zeiten haben sich geändert.

Die Wiener Schusterjungen sind — alt geworden.

Macht es der Ernst der Zeit, daß sich die Anekdote nicht mehr recht heimisch findet am Donaugestade? Hat die Kultur, die alles beleckt, die Urenkel des Hanns Sachs in Wien in die Lehre, in die Politur genommen?

Wer weiß es zu sagen!

Oder hat die Spekulation ihre Krallen auch nach der hiesigen Leistenjugend ausgestreckt? Böswillige behaupten ja, sie hätten zur Zeit, da die Epidemie des Aktienschwindels am grimmigsten wüthete, auch ein paar verkleidete Schusterjungen nach der Börse schleichen sehen. Wahlverwandtschaft würde wenigstens den Vorgang rechtfertigen, denn in der Rennggasse pflegt man sehr oft in auffallender Weise mit Pech zu arbeiten. Warum sollte die leichtgläubige Jugend nicht dem Beispiel des kopflosen Alters folgen? Ein bekannter Humorist schrieb ja einmal, die Saumthiere vom Kahlenberg hätten sich entschlossen, die Börse zu besuchen, da sie gewohnt seien, belastet hinaufzusteigen und leer zurückzukehren.

Trägt die steigende Leselust die Schuld?

Hat der todte aus Blei gegossene Buchstabe das lebendige heitere Wort meuchlings umgebracht? Thatsache ist es, daß die Schusterlehrlinge in den Zeitungsblättern,

Digitized by Google

die ſie für den Meiſter nach Hauſe tragen, herumbuchſtabiren, und nach politiſcher Lektüre iſt es ja doch unmöglich, roſiger Laune zu ſein und einen geſunden Witz von Stapel laufen zu laſſen. Wie dem ſei, die luſtige Brut, die ich eben geſchildert, iſt — alt geworden!

Digitized by Google

12. Kamelien auf der Bühne.

Die Bühne bedeutet die Welt der Fabel.

Es versteht sich also von selbst, daß in diesem geheimnißvollen, mehr als tausendjährigen Reiche mitunter sehr fabelhafte Dinge vorkommen müssen. Sagenkundige Männer behaupten ferner, daß der erste Musentempel keineswegs durch den parnassischen Kärrner Thespis erbaut, sondern schon weit früher an jener Stelle der Erde entdeckt worden sei, wo einst der Thurm von Babel zum Himmel emporragte. Thatsache ist es wenigstens, daß noch heute zu Tage in allen Schauspielhäusern der Welt an jedem Theaterabend gleichzeitig

dreierlei Sprachen

gesprochen werden.

Hiezu gehört erstlich die Konversation im Publikum.

Viel Erhabenes kommt bei diesem Dialekt freilich nicht immer zum Vorschein, diese Konversation vertritt zuweilen, namentlich in den Wiener Vorstadttheatern, sogar einen hundertfältigen Abklatsch eines gewissen Verses von Goethe über das Urtheil der Menge, den ich jedoch großer Unhöflichkeit wegen nicht näher zu bezeichnen wage. Auch denke ich nicht so streng aristokratisch, wie

Digitized by Google

Fürſt Leo Sapieha in Schiller's Fragment. »Demetrius« betitelt, wie der Woiwode, der da kühn behauptete:

Was iſt die Mehrheit? Mehrheit iſt der Unſinn.
Verſtand iſt ſtets bei Wen'gen nur geweſen!

Die eigentliche Schriftſprache, das wahre Hochdeutſch der Kunſt wird auf der Bühne ſelbſt geredet. Hier waltet häufig die Poeſie vor. Das geneigte Publikum ſchweigt dann, und ſieht in ſtummer Ehrfurcht das Große aller Zeiten ernſt und deutungsvoll an ſich vorüberziehen.

»Wie aber, wenn man eine alberne Poſſe gibt?«

Das geſchieht zwar in Wien, namentlich in den Vorſtädten noch häufiger, aber dieſe Frage von Dir, geſchätzter Leſer, beweiſet demungeachtet Unbeleſenheit in der Naturgeſchichte der Theaterwelt. Es gibt nämlich auf der Bühne wie im Leben ſehr viele ſogenannte Götter und Menſchen, welche überaus unwiſſend ſind, nichts gelernt haben, unorthographiſch ſchreiben, und bei dem Anblicke eines Gerichtes Spargel hartnäckige Migraine bekommen, weil ſie das einzig Genießbare an jenem edlen Gewächſe, den Kopf, für überflüſſig, ja ſogar für geſundheitswidrig halten. Es muß aber ſchon des Kontraſtes willen auch dumme Götter und Menſchen geben.

So viel als Antwort auf deine Frage!

Der dritte Dialekt iſt das heimliche Sanskrit der Kouliſſenwelt.

»Sanskrit?«

Nur Geduld!

Dieſe Geheimſprache wird von den Theſpiskindern von der Bühne aus einzig mit wenigen Auserwählten

Digitized by Google

im Publikum geredet. Dieſes Sanskrit iſt eigentlich eine Zeichenſprache. Es beſteht aus Hieroglyphen, zu welchen kein Uneingeweihter den Schlüſſel beſitzt. Man könnte es auch den elektriſchen Telegraphen beim Lampenlicht nennen.

Am geläufigſten ſprechen es gewöhnlich die ſogenannten

Kamelien auf der Bühne.

Wer dieſen Ausdruck nicht verſtehen ſollte, der leſe den Roman »die Dame mit den Kamelien« von Dumas Sohn, oder blättere in deſſen Schauſpiel, »Demi-monde« geheißen. Kamelien auf der Bühne ſind nämlich Kinder aus jenem Land der Frauen, als deſſen Hauptſtadt die Pariſer Chaumière gilt. Immermann nennt dieſe Reſidenz in ſeiner epiſchen Satyre »Tulifäntchen« noch charakteriſtiſcher: Micromona. Goethe ſchilderte ihre Bewohner als verlorene Kinder mit ſchön gemalten Wangen.

Siehe: Gott und Bayadere!

Dieſe Kamelien wurden zwar zuerſt in den Pariſer Treibhäuſern ſchlechter Sitten entdeckt; dieſe reizende, wenngleich ſeltſam duftige Species lebendiger Sumpfblumen hat ſich jedoch auch nach Deutſchland verirrt, und die alte Stadt Wien darf ſich gegenwärtig rühmen, daß ſie ſo manches Prachtexemplar dieſer Art aufzuweiſen vermag.

Das Hauptkontingent der Kamelie — species theatralis — liefern reizende Damen, welche zwar in der Schauſpielerliſte einer Bühne als engagirte Mitglieder verzeichnet ſtehen, aber nur ſelten, oft auch nie auftreten

Digitized by Google

und ihre Monatsgage nicht durch den Theaterdiener erhalten, sondern an der Kasse irgend eines Mäcen aus der Aristokratie oder aus der Börsewelt erheben.

Der Titel Schauspielerin ist eigentlich nur Theaterlack, darunter sich eine lebendige nach Moschus riechende Zote verbirgt. Man könnte derlei Damen auch des Vergehens dramatischer Anmaßung anklagen, da sie zum Beispiele die Rolle der Lady Milford zwar im Leben sehr fleißig studiren, dieselbe aber nie auf der Bühne selbst darstellen.

Dies Kamelienthum ist von großem Uebel für die Kunst.

Erstlich sperrt es mancher wirklich talentvollen, aber prüden Anfängerin den Weg in die Koulissenwelt; ferner lassen sich auch viele Kunstjüngerinnen, die sich bereits einiger Renommée erfreuen, aus Neigung zu Luxus und Komfort zu kleinen Gefälligkeiten gegen irgend einen »reichen Handelsmann aus Süden« verleiten.

Die bösen Folgen zeigen sich bald.

Die Muse wendet zürnend den Rücken, das abtrünnige Kind übt sich, statt in der Sprache der Poesie, in dem Sanskrit der »Marmorschwesterschaft«, und vergeudet selbst die Muße der Urlaubszeit, wo es dem Studium leben oder sich in neuen Rollen versuchen könnte, mit ländlichen Schäferspielen, denn es gibt so manchen weißen Othello, der von Lenau nichts weiter kennt als die eifersüchtige Strophe:

Weiter soll sich nicht ins Land
Lieb' von Liebe wagen,

Digitized by Google

Als ſich blühend in der Hand
Läßt die Roſe tragen!

Hiezu kommt noch, daß der leidige Nepotismus auch auf der Bühne zur Geltung kommt. »Gönnerſchaften« entſcheiden über die Rollenvertheilung, und »das Gänschen von Buchenau« avancirt zur Princeſſin Eboli, während das Talent als Cenerentola in den Hintergrund geſchoben wird.

Doch zurück zur Sanskritſprache!

Die Geheimſprache beginnt ſchon vor dem Aufziehen der Kourtine. Dieſer Vorhang verhüllt zwar, meint Hackländer, die Bühne, aber die reizenden Kinder der Kunſt wiſſen die vielen kleinen Löcher und Riſſe in der Kourtine als eben ſo viele Telegrafen zur Korreſpondenz mit den Auserwählten im Publikum zu benützen.

Hier zeigt ſich ein feuriges Auge, das nur der Eingeweihte mit Hilfe des Operngluckers herausfindet; dort gewahrt man einen kleinen roſigen Finger, und daneben ſchimmert das Medaillon eines Armbandes, das ſeine Eigenthümerin nach einer früheren Verabredung in gleiche Höhe mit einem beſtimmten Riſſe im Vorhange brachte.

Dieſe Telegraphie führte im vergangenen Frühling zu einer tragikomiſchen Szene. Eine Dame, die früher ſelbſt zum Balletkorps zählte und daher in der theatraliſchen Geheimſprache wohlbewandert war, ſchöpfte Verdacht, der Herr Gemal verſpüre eine bedenkliche Neigung zu einem hübſchen Theſpiskinde an einer Vorſtadtbühne. Der weibliche Othello war zu dem ein gebornes Wiener Stadtkind, wußte alſo genau Beſcheid hinſichtlich der Räumlichkeiten der hieſigen Theater.

Digitized by Google

Madame ſchützte daher Migraine vor, als der Gemal eines Abends jenes Vorſtadttheater beſuchen wollte, ließ den hocherfreuten Herrn der Schöpfung allein hinauswandern, fuhr in einer Lohnkutſche eilig nach, und begab ſich, mit einem trefflichen engliſchen Opernglaſe bewaffnet, nach der zweiten Gallerie. Niemand vermuthete ſie im Schauſpielhauſe; der eiferſüchtige Schöne konnte daher den Vorhang ganz ungeſcheut beobachten.

Der Telegraf begann zu ſpielen.

An einem beſtimmten Riſſe in der Kourtine zeigte ſich ein Smaragdring, welchen die geheime Kundſchafterin noch vor wenigen Tagen an der Hand ihres Gatten erblickt hatte.

Der Ring erſchien viermal.

Das war deutlich geſprochen! Es handelte ſich um ein Rendezvous, das um die vierte Stunde ſtattfinden ſollte. Der Herr Gemal war ein Langſchläfer, auch pflegt der Morgen wohl Gold, aber ſelten Liebe im Munde zu führen. Er iſt ein nüchterner Geſelle, proſaiſch jeder Zoll. Das vorgeſchlagene Stelldichein müßte alſo um vier Uhr Nachmittags ſtattfinden.

Gleich darauf zeigte ſich ein Blumenblatt am Riſſe.

Es ſtammte offenbar von einer Hyazinthe.

Das Räthſel war gelöſt. In Schönbrunn ſtand um jene Zeit die Hyazinthenflur zu ſchauen. Man wollte ſich alſo in der Nähe jenes Luſtſchloſſes, vermuthlich in jener weltbekannten eleganten Reſtauration zu Hietzing treffen. Das Weitere ergibt ſich wohl von ſelbſt. Die Liebenden wurden ſchlimm überraſcht.

Es gab eine tragikomiſche Szene.

Digitized by Google

Ein Stelldichein iſt ja, wie ein Geheimniß, für Einen zu wenig, für Dreie zu viel, und nur für Zweie eben recht. Das bleibt eine unerſchütterliche Wahrheit.

Begeben wir uns jedoch zu unſeren Kamelien zurück!

Endlich fliegt die Kourtine in die Höhe.

Nun mehren ſich die Todſünden gegen den olympiſchen Geiſt der Kunſt wie der Sand am Meere. Man ſpielt nicht für das Publikum, nein, Klärchen, leidvoll und freudvoll, ſchmachtet mit einem Egmont in einer Loge erſten Ranges, die Jungfrau von Orleans ſucht ihren Lionel, ſtatt im engliſchen Lager, auf einem Balkonſitze, und »die Waiſe aus Lowood« forſcht, ob ſich nicht etwa ein gewiſſer Lord einer andern Tochter Eva's wegen in das Parterre verirrt habe. Noch weit ungenirter gibt man ſich auf hieſigen Vorſtadtbühnen. So habe ich es bei einem Zauberſpiele, deſſen Namen mir entfallen, erlebt, daß Diana in ihrem Silberwagen den Darſteller des ſchlummernden Endymion bald überfahren hätte, weil ſie einzig nach ſeinem Stellvertreter im Publikum ſpähte, obgleich dieſer Letztere aus Mangel an reizenden arkadiſchen Schäfern von einem unſchönen deutſchen Hammel repräſentirt wurde, der wahrlich kein weiteres Verdienſt beſaß als die Schwere und Pracht ſeines eigenen goldenen Vließes.

Das iſt das Sanskrit in der Kouliſſenwelt!

Wer weiß zu ſagen, wohin dies ſchmachvolle Treiben in der Kunſt zu führen vermag? Darum ſollte man dieſem Unfug bei Zeiten ſteuern. Der Muſentempel darf nicht zur Pepinière eines angehenden Lauzun oder Don Juan erniedrigt werden.

Digitized by Google

Das Lorettenthum mag ſich da draußen rekrutiren, wo die letzten Hütten ſtehen. Die Kunſt iſt das wahre Mädchen aus der Fremde, und verſchenkt ſie auch ihre Blumen, ſo möge es dort geſchehen, wo wirklich ein liebendes Paar daher geſchritten kommt, wo ſich nicht das Gold zum Schminktiegel, ſondern das Herz zum Herzen findet!

Nieder mit den Kamelien auf der Bühne!

Digitized by Google

13. Das Fräulein von der Seife.

Die Kaiserstadt an der Donau besitzt zwar keine robusten Damen der Halle, aber Wien hat dafür so manches schmucke Fräulein von der Seife aufzuweisen. Was der Pariser unter Blanchisseuse versteht, was der Berliner mit dem Namen Waschfrau belegt, das heißt hier im Volksmund schlechtweg Wäscherin, bei ledigem Stande aber pflegt man von den schönen Wäschermädchen zu sprechen. Spottsüchtige gebrauchen den Ausdruck: die Fräuleins von der Seife. — Sonnleithner nannte sie Doppelspargel, und nicht mit Unrecht, denn erstlich besitzen die Wiener Wäschermädchen meist ein hübsches Köpfchen, ferner darf ihre Chaussure als tadellos bezeichnet werden.

Die nette Chaussure ist so zu sagen das charakteristische Merkmal, das allbekannte Stempelzeichen der gesammten schmucken Race. Ein echtes Wiener Wäschermädchen, das in vollem Staate mit dem Schubkarren aus der Vorstadt oder aus der Umgegend nach der innern Stadt fährt, gewährt überhaupt im Durchschnitte einen fast reizenden Anblick.

Der eng anliegende Spencer von lichter Farbe,

Digitized by Google

die blendend weißen Strümpfe, die glänzenden Stiefelchen bilden ein pittoreskes Ensemble, das einem Maler aus der niederländischen Schule hinreichenden Stoff zu einem sehr anziehenden Genrebild liefern könnte.

Man hat schon weit reizlosere Dirnen gemalt.

Es ist übrigens nicht blos Glaube unserer Stadtkinder, daß die große Gemeinde der Wiener Blanchisseuses nicht nur fleißige und gewandte Hände, sondern auch ebenso flinke und unermüdliche Füße besitzt; nein, die erwähnte nette Beschuhung unserer drallen Wäschermädchen hat auch selbst bei auswärtigen Touristen trotz allem Naserümpfen über das Kapua der Geister, wie man Wien einst nannte, warme und gerechte Anerkennung gefunden.

Ob die eleganten Herren der Schöpfung, ob die heimischen oder fremdländischen Dandis gleichfalls Gnade vor den Augen der Fräuleins von der Seife zu finden pflegen, gehört zu den Gardinengeheimnissen, die man nicht ausplaudern darf; doch möchte ich keinen städtischen Liebesritter ermuthigen, in der eigentlichen Heimat der Seifenengel auf ungesetzlichen Freiersfüßen herumzuwandeln, er könnte dort auf so manchen Raufbold mit der ominösen Locke an den Schläfen stoßen, der zwar nicht zu dem Dolche greift wie ein eifersüchtiger Südländer, der aber eine Faust führt, deren blutige Handschrift wochenlang in dem wundgeschlagenen Antlitz des städtischen Rivalen lesbar zu verbleiben pflegt.

Die Wiener Wäschermädchen scheinen Enkelinnen des bekannten Schnellläufers Ernst Mengsen abgeben zu wollen; kurz sie dürften als weibliche Fußgänger nicht

Digitized by Google

ſo leicht ihres gleichen finden. Es iſt keine Seltenheit, eine Wiener Waſchfrau mit ihrem Bündel Wäſche von der Roßau, wo ſie zu Hauſe iſt, zu einer Kundſchaft auf der Landſtraße wandern zu ſehen. Das ſei nur ein Katzenſprung, heißt es bei dieſen rüſtigen Weibern. Viele beſinnen ſich nicht einmal, im Verlaufe des Sommers die friſchgewaſchenen Linnen nach den oft ziemlich weit gelegeneren Villen und Landhäuſern außerhalb des ſtädtiſchen Weichbildes hinauszutragen.

Wie geſagt, Ernſt Mengſen im Unterrocke.

Die Ehrlichkeit der Wäſchermädchen am Donaugeſtade iſt gleichfalls eine notoriſche Thatſache. Ich ſelbſt weiß nur eine Ausnahme von dieſer Regel. Die Strafe ereilte die Schuldige jedoch ſchon nach wenigen Tagen. Die Geſchichte ſpielt anfangs der vierziger Jahre und verdient um ſo mehr erzählt zu werden, als ſie mit einem luſtigen Wäſcherball in Verbindung ſteht. Dieſer Wäſcherreigen pflegt wie der Fiakerball gegen das Ende des Karnevals, oft auch erſt nach dem Faſchingdienſtag ſtattzufinden.

Nach eingeholter Bewilligung nämlich!

Dieſer Ball gilt ferner als Stelldichein unſerer Stutzer von Gold wie von Meſſing, die ſich jedoch aus dem oben angedeuteten ſchlagfertigen Grunde dabei nicht die mindeſte verliebte oder galante Tändelei zu erlauben wagen.

Ein derlei Feſt ward einſt am Himmelpfortgrund gefeiert.

In der betreffenden Schenke ging es daher auch am Ballabend gar luſtig her. Die ſchmuckeſten Wäſcher-

Digitized by Google

mädchen aller benachbarten Gründe bildeten die junge Garde der Tanzkönigin, und die fidelsten Jungen dreier Vorstädte griffen tüchtig in den Seckel, um die Kosten des Abends so »beispiellos theuer« als möglich zu gestalten. Gerstensaft wie junger Wein floß in Strömen, ja so reichlich, daß sich der benachbarte Alserbach, der damals noch lange nicht überbrückt worden war, zum ersten Mal in seinem Dasein seiner dürftigen Anzahl Wellen zu schämen begann. Der Himmel, oder besser gesagt, die Stubendecke hing voll Geigen. Der beste, ja der allerbeste Zitherspieler, den man auftreiben konnte, ließ seine Saiten wacker ertönen, und zwei Leiermänner wetteiferten, wer es dem Andern zuvorthun könne in neuen, wildlustigen Tanzstücken.

Als Königin des Festes galt eine Blanchisseuse, Namens Johanna, gewöhnlich aber Schönhannchen genannt. Auch die übrige Gesellschaft nahm sich sehr stattlich aus. Die Mädchen in ihrem bereits geschilderten netten Kostüme, die Burschen in weißen Beinkleidern und gleichfärbigen Jacken, die Zipfel des gelben Halstuches zu einer mächtigen Schleife verschlungen, die Wände mit grünen Reisern geschmückt, die Eimer mit Efeu verziert, selbst der Tabakqualm, der in blauen Wolken durch das Luftloch in den Fenstern zog, und den tanzenden Paaren eine nebelhafte Färbung verlieh: alles dies zusammen lieferte einen sehr pittoresken Anblick, und ein Maler hätte mit einem treuen Abbild dieses echten Stückes Wiener Volksleben ein weit anziehenderes Genrebild geliefert, als wir sonst gewöhnlich in den Kunstsalons zu schauen, zu bewundern bekommen.

Digitized by Google

Die Perle blieb jedoch Schönhannchen.

Hold und reizend zu schauen, pflegte sie acht bis zehn Touren Walzer in einem Athem »wie aus einem Rohr« herunterzustampfen, alt wie jung blickte ihr bewundernd nach, und ein betagter, doch noch rüstiger Hausherr aus der Nachbarschaft ergriff sogar sein Halbglas Wein, und leerte es auf einen Zug, gleichzeitig in die Worte ausbrechend:

»Es lebe der Seifenengel vom Himmelpfortgrund!«

Allgemeines Gelächter folgte diesem charakteristischen Toaste. Im Hintergrunde der Stube, hart am Schenktische hatten sich jedoch gleichzeitig ein paar Gestalten eingefunden, denen die Gäste der Kneipe in scheuer Ehrerbietung auszuweichen schienen.

Bald darauf ward der Gastgeber hinausgerufen.

Dieser Wirth, ein dicker, robuster Mann, war sonst nicht so leicht aus seinem Gleichmuth zu bringen, an jenem Abend aber kehrte er jedoch mit verstörter Miene nach dem Tanzboden zurück, und raunte der Königin des Festes mit etwas unsicherer Stimme die Worte zu:

»Schönhannchen, draußen steht ein Herr, der Dich sprechen will!«

Die Dirne erröthete flüchtig.

Hannchen mochte wohl wähnen, ein Stadtherr, irgend eine vornehme Kundschaft gedenke ihr an diesem Ballabend als unerwarteter Gast eine schmeichelhafte Ueberraschung zu bereiten; aber auch von ihren Wangen wich alle Farbe, als sie auf die Hausflur trat und auf den ersten Anblick einen Mann erkannte, bei dessen Er-

Digitized by Google

ſcheinen alle Hüte auf dem Himmelpfortgrund von den Köpfen flogen.

»Welche Ehre!« ſtammelte ſie, »der Herr Kommiſſär!«

Dieſer aber legte den Finger an den Mund, und befahl dem Mädchen ihm ſchweigend zu folgen. Die Aermſte erſchien auch nicht wieder auf dem Tanzboden, und die Kunde von ihrer Verhaftung lief trotz der ſpäten nächtigen Stunde wie ein Lauffeuer durch alle benachbarten Gründe.

Was konnte vorgefallen ſein?

Armes Hannchen!

Dies war aber nur das Vorſpiel zu einer noch ſchlimmeren Nachricht. Jung und alt blieb mit weit aufgeſperrtem Maule auf ſeinem Platze wie eingewurzelt ſtehen, einer betagten Köchin entfiel die Schnapsflaſche, und ein Hausknecht ließ vor Entſetzen das Feuer ſeiner geliebten Tabakspfeife ausgehen, als der uns bereits bekannte Hausherr, ſeinem Handwerk nach ein Fleiſchſelcher und Wurſtverkäufer, am anderen Morgen ſeinen Kunden, während er ſeinen Laden aufſchloß, troſtlos zuflüſterte:

»Wiſſet ihr was Neues, Kinder, Schönhannchen hat falſche Banknoten gemacht!«

Die Angabe war jedoch irrig.

Der Seifenengel hatte blos das ſiebente Gebot übertreten.

Die Sache verhielt ſich ſo.

In der langen Gaſſe in der Joſefſtadt lebten damals die Gebrüder N. nebſt einer Schweſter oder An-

Digitized by Google

verwandten. Die saubern Herrn schienen ihrem Gewerbe nach Kupferstecher zu sein, und galten lange Zeit als sehr fleißige und ehrbare Leute. In Wahrheit aber waren sie Banknotenfälscher, welche ihr lichtscheues Treiben in tiefes Dunkel zu hüllen wußten. Eines Tages aber bemerkte der jüngere Bruder, daß die falsche Banknote, mit der er eben in einem Gasthofe seine kleine Zeche berichtigen wollte, nicht sehr gelungen sei, und ein paar verdächtige Spuren der Falsifikation gewahren lasse. Er beschloß daher vorsichtig, wie er war, diese Banknote gar nicht zu verausgaben, und steckte sie, um sie nicht etwa unter die übrigen tadellosen Banknoten zu mengen, in seine rechte Westentasche.

Göttin Nemesis lauerte jedoch bereits im Hinterhalte.

Allzu scharf macht schartig.

Gerade diese Vorsicht sollte den Verbrecher in das Verderben stürzen. Der Banknotenfälscher brachte nämlich den Abend mit ein paar lustigen Kumpanen bei einem wüsten Gelage zu, und kehrte erst spät in der Nacht in halbtrunkenem Zustande in seine Wohnung in der langen Gasse zurück. Als er am andern Morgen gegen acht Uhr Früh erwachte, verspürte er gewaltigen Katzenjammer, so daß er auf die Banknote in der rechten Westentasche ganz vergaß, und erst Nachmittags an sie dachte, als er sich behufs eines Spazierganges ankleiden wollte.

Das Unglück war aber bereits geschehen.

Die Schwester oder Anverwandte hatte das Gilet als stark beschmutzt in die Wäsche gegeben. Ein weiterer Uebelstand war es, daß weder dieses Weibsbild, noch einer der Brüder die genaue Adresse der Waschfrau an-

Digitized by Google

zugeben wußte. Nachfrage konnte die Sache leicht auffallend machen. Man beschloß daher die Angelegenheit einstweilen auf sich beruhen zu lassen. Verschwand die Banknote im Seifenwasser, um so besser; kehrte sie, in ehrliche Hände gerathen, wieder zu ihrem ursprünglichen Besitzer zurück, so konnte sie noch immer vernichtet werden.

Es kam jedoch viel bedrohlicher.

Schönhannchen war es eben, die von ihrer Base und Gebieterin, einer bemittelten Waschfrau, welche auch mehrere Kunden in der Josefstadt zu bedienen hatte, das erwähnte beschmutzte Gilet zu waschen bekam. Nach dem Brauch ihrer Zunft langte die Dirne zuerst in die Westentaschen, um sich zu vergewissern, daß nichts darin vergessen worden sei. Bei dieser Gelegenheit fiel ihr die falsche Banknote in die Hände. Anfangs beschloß das ehrliche Kind das gefundene Papier ihrer Base zu übergeben. Zum Unglück kam aber eben der Schuster mit einem neuen Paar Stiefelchen, welche sich Schönhannchen eigens für den Abend des großen Wäscherballes hatte anfertigen lassen.

Die Stiefelchen saßen wie angegossen.

Die Bezahlung derselben erschöpfte jedoch den Baarvorrath des Wäschermädchens, auch gab es noch anderweitige Ausgaben für das Ballfest zu bestreiten, und so beschloß denn das leichtfertige Kind die gefundene Banknote einstweilen für sich zu behalten, mit dem festen Vorsatz jedoch, das unfreiwillige Dalehen in möglichst kurzer Zeitfrist mit geheimem Dankgefühle zurückzuerstatten.

Der Mensch denkt, Gott lenkt!

Die fragliche Banknote wurde von einem Nachbar

Digitized by Google

des Schuhmachers, einem Kaufmann, noch am Abend des Balltages als falsch erkannt.

Das Weitere ergibt sich von selbst.

Schönhannchen gestand schon bei dem ersten Verhör ihr Vergehen, und wurde in Folge ihres bisher unbescholtenen Lebenswandels wie Dank ihrem freimüthigen Bekenntnisse aller Beweggründe zu der verbotenen Handlungsweise zur leichten Haft von kurzer Dauer verurtheilt.

Und die Fälscher?

Die Behörde traf nach dem obenerwähnten ersten Verhöre des Wäschermädchens mit gewohnter Umsicht die nöthigen Maßregeln, und so wurden die Banknotenfälscher noch in derselben Nacht aufgehoben; auch fand man unter den Dielen des Fußbodens thatsächlich eine kleine Handpresse, deren sich die Verbrecher zur Beischaffung gewisser Zeichen auf dem gefälschten Papiergelde zu bedienen pflegten. Die Gerechtigkeit bestrafte sie mit verdienter Strenge.

Digitized by Google

14. Das Ballet in Wien.

Der berühmte Choreograph Noverre schrieb bekanntlich ein Buch über die Tanzkunst. Es findet sich eine seltsame Stelle darin, des Inhaltes: »Ich las Homer, Virgil, Horaz, ich sah die Bilder von Raphael, Titian, Paul Veronese, und lesend, schauend erglühte ich für meine — — Kunst.«

Ein Balletmeister begeistert sich an Homer?!

Das mag komisch klingen, aber ein Goldkorn Wahrheit liegt doch in den obigen Worten. In früheren Zeiten war ja die Choreographie noch wirklich eine Kunst, eine Wissenschaft. Der Tanz erforderte auch mühsames Studium.

Es brauchte jahrelanges Streben, bis sich Fanny Elßler den Beinamen der Göttlichen erwarb, bis man von Maria Taglioni der Aelteren sagte, sie tanze Goethe. Später sank der Tanz zum Handwerk herab. Handwerk hat jedoch einen goldenen Boden. Dies bewies Lola Montez, an deren Reitgerte manche Eheringe, ja eine Grafenkrone hängen blieben. Dann kam Pepita de Oliva und tanzte Paul de Kock. Die reizende Spanierin that klug und weise. Die Bücher jenes Autors haben ihm wie ihr eine hübsche Summe eingetragen. Auch Petra Cam-

Digitized by Google

mara lieferte den Beweis, daß man nicht immer beſonders ſchön zu ſein brauche, ſondern daß es genüge, ein paar Reminiscenzen an gewiſſe Gardinengeheimniſſe in ſeinen Tanz zu verweben, um hundert Männer närriſch und eben ſo viele Frauen eiferſüchtig zu machen.

Das liegt ſo im Zeitgeiſte.

Wir haben dies Alles in Wien erlebt.

Bei dieſem Treiben mußte die Choreographie ihres poetiſchen Anrechtes verluſtig werden. Es waren aber nicht jene zwei Töchter aus dem Lande jenſeits der Pyrenäen, welche das echte Ballet aus der Mode brachten, und die Choreographen auf halben Sold ſetzten, nein, gerade ihre gefeierten Vorgängerinnen, wie die Taglioni, Elßler, Cerrito, Grahn und Griſi dekretirten den Verfall der Tanzkunſt.

Es war ein Staatsſtreich im Reiche Terpſychorens.

Man ſchrieb eben den zweiten Dezember.

Die ſchauluſtige Welt verlangte keine Tanzpoeme mehr, darum wollte auch kein neuer Veſtris erſtehen. Anmuthige Tanzlibretti wurden rein überflüſſig, denn die Choreographie erniedrigte ſich zum fahrenden Virtuoſenthum; alle jene gerühmten Damen tanzten ausſchließend nur ſich ſelbſt, und jedes neue Ballet war blos eine mit Pas geſchriebene Modezeitung, darin die jeweilig gefeierteſte Tänzerin als lebendiges Modebild zur Schau ausgeſtellt wurde.

Was von der Mode lebt, ſtirbt mit der Mode!

Der Klang der Kaſtagnetten bei dem anmuthigen Gliederſpiele während der Kachucha und Gitana war das Grab-

Digitized by Google

geleite der Poeſie in der Tanzkunſt. Man ging nicht mehr in das Theater, um ein neues Ballet zu ſehen, nein, man griff zu dem Operngucker, um irgend ein reizendes Elfenkind zu bewundern. Deshalb ſchrieb auch bekanntlich die ältere Taglioni in den Atlasſchuh, den ſie einem ihrer glühendſten Anbeter verehrte, voll Stolz, doch mit Recht die vielſagenden Worte:

La danse c'est moi!

(Der Tanz bin ich allein.)

Das Uebel ward immer ſchlimmer.

Die Urtypen der Ballete der Gegenwart, namentlich in Wien, ſind, wie ſchon M. G. Saphir geiſtreich bemerkte, die eingelegten Arien, das heißt, die Pas, die Soli, Pas de deux, Pas de trois; vom eigentlichen Kerne des Balletes, von Handlung, von charakteriſtiſcher Darſtellung, von ſinnvollen Gruppirungen der Maſſen, von dramatiſcher Thätigkeit des Corps de Ballet iſt keine blaſſe Spur mehr zu finden.

Wer kein Geld, wer keine Fantaſie hat, muß von einem fremden Säckel, von einem fremden Autor borgen. Die früheren Balletmeiſter kontrahirten daher Schulden bei irgend einem Dichter oder Schriftſteller. Die Geſchichte der Choreographie beweiſt, daß faſt alle berühmten Ballete nach ſchönen Dramen bearbeitet wurden, und daß faſt alle Ballete, welche Balletmeiſter erfanden, ſich weder eines dramatiſchen Werthes, noch eines pittoresken Anblickes zu erfreuen haben.

Eine hiſtoriſche Wahrheit!

Ein Satyriker behauptete einſt, alle Opern ſeien

Digitized by Google

matt, bei welchen Text und Musik von demselben Verfasser herrühren. Dies gilt auch von jedem Ballete, falls Programm und Aufführung von demselben Vater herstammen. Die Franzosen waren und sind da klüger. Wie oft wurde Heinrich Heine von den Choreographen in Anspruch genommen. Man denke nur an sein vielbesprochenes Tanzpoem »Faust«, das sogar im Druck erschienen.

Tanzpoem und Operntext sind fast dasselbe.

Das dramatisirte Märchen »Ritter Tannenhäuser«, das aus meiner Feder stammte, und in den Jahren 1852/3 im Theater an der Wien fünfundsiebzigmal gegeben wurde, war eigentlich auch nur ein Tanzpoem, ein getanzter Operntext.

Einen weiteren Beleg für das Sachverständniß der Franzosen lieferte das fantastische Ballet »Gisella oder die Willis«. — Die Balletmeister Saint-Georges und Coraly, der Komponist Adam, der Dekorateur Ciceri und der Dichter Theophil Gautier vereinigten sich, um der Académie royale de musique zu Paris ein Kassastück zu schaffen, das als eine Bereicherung der Poesie, Musik, Choreographie und Dekorationskunst bezeichnet werden durfte. Das Hauptverdienst gebührte dem geistvollen Gautier, ihm, der nicht blos Kritiker war, sondern auch Dichter in Versen und Prosa, Dichter in seinen Romanen, Dichter in seinem Feuilleton. Er gründete eine gewaltige Pentarchie des Geistes, einzig und allein — — um ein Ballet zu erfinden.

Und hier in Wien?!

Einst gab es freilich eine Zeit, wo die Choreogra-

Digitized by Google

phie als ein Stück Kultus des Schönen betrachtet und demgemäß betrieben wurde. Auch ſtanden damals dem jeweiligen Balletmeiſter ganze Schwärme von leichtbeſchwingten weiblichen Faltern zu Gebote. Ich habe bereits in dem Artikel »der Theaterverbitterer« erzählt, welche Unzahl reizender Ratten damals im Wiener Operntheater hauſten, und wie die Mehrzahl derſelben ſpäter zu einem berühmten Namen, ja ſelbſt zu einem europäiſchen Rufe gelangten. Auch fehlte es nicht an Tänzerinnen erſten Ranges, deren Gage mit dem Talente im loyalen Verhältniſſe verblieb.

Und jetzt?

Es ſcheint, daß der Materialismus, der ſich im gewöhnlichen Leben wie in der Weltgeſchichte ſo unerquicklich breit macht, allmälig auch in allen Gebieten der Kunſt den geiſtigen Nachwuchs aufzureiben, zu vernichten droht.

In der Gegenwart müſſen wir uns mit ſo mancher prima ballerina begnügen, die zum Beiſpiel in Paris kaum als Tänzerin zweiten Ranges bezeichnet werden dürfte. Was ferner die Koryphäen, die Ratten anbelangt, ſo ſind ſie zwar kein Gegengift gegen jugendliche Zärtlichkeit, aber als lebendigen Liebestrank wird ſie niemand betrachten, noch weniger — zu verkoſten wünſchen.

Es fehlt zudem an angeborner Anmuth.

Anmuth läßt ſich aber nicht erlernen. Venus könnte das Geleite der Grazien viel leichter entbehren, als ihre Nichte Terpſychore. Wo das Gefolge der Charitinen mangelt, da bringt man es höchſtens zum El Ole, aber

Digitized by Google

von Pepita de Oliva bis zur Fanny Elßler iſt ein weiterer Weg als von der Heimat der Cagots, dieſer Kretins an den Pyrenäen, bis nach der Siebenhügelſtadt Rom, wo die ewigen Götterbilder zu ſchauen, und jedes zweite Weib als Zwillingsſchweſter der Roſe zur Welt gekommen.

Noch ſchlimmer iſt es mit der Wiener Choreographie beſtellt.

Hier zu Lande gehen die Balletmeiſter weit ſorgloſer zu Werke als ihre Kunſtgenoſſen in Paris. Was kümmert ſie der Mangel an Handlung, an Erfindung und Charakteriſtik? Der Kern des Tanzlibretto beſteht meiſt darin, daß ſich die Hauptperſonen hinſetzen, und ſich von den Ratten des Balletes etwas vortanzen laſſen, bis auch ihre Stunde ſchlägt, bis ſie am Ende ſelbſt von ihrem Rauſchgoldſeſſel herabſteigen, und in einem glänzenden Pas de trois zu beweiſen ſuchen, daß ein Ballet eigentlich keines dramatiſchen Inhaltes bedarf, daß es weder Manuſkript noch Pedeſtript, ſondern etwas ſei, was weder Hand noch Fuß beſitzt.

Ein trauriges Zeichen der Zeit!

Das Schlimmſte an der Sache iſt ſchließlich der Umſtand, daß der Balletmeiſter der Gegenwart — in Wien nämlich — die Zuſchauer einfach zu verblüffen, in Betäubung zu verſetzen, und nebenbei dem verdorbenen, welken Geſchmacke des Publikums durch getanzte Kantharіden aufzuhelfen ſucht. Man glaubt ſich mitunter geradezu nach jenen Pariſer Tanzböden verzaubert, wo Griſetten und Loretten den Ton anzugeben pflegen. Man träumt nach dem alten heidniſchen Babylon verſchlagen

Digitized by Google

worden zu ſein, zur Stunde, da eben das geheime nächtige Opferfeſt der berüchtigten Scharlachdame in die Scene gehen ſoll.

Worte des Tadels gegen dies erbärmliche Treiben werden entweder als Injurie bezeichnet, oder der Balletmeiſter zuckt mitleidig die Achſeln, wirft die Kritik bei Seite, und meint in ſeinem ſchlechten franzöſiſchen oder italieniſchen Geplauder trocken, es ſei eben nichts weiter als eine

Confession d'un sauvage sur les moeurs de la civilisation.

Nun ja, die Sonne geht auf über Negern und Weißen, über Böſen wie über Gerechten! Auch gab es einmal einen Schlag Menſchen, welche Phariſäer hießen, ſcheinheilig die Augen verdrehten, und trotz der ſtarren Selbſtvergötterung weder allgemeine Achtung zu erringen, noch die vielgeſchmähten Zöllner aus dem Tempel zu bannen vermochten.

Dieſer Menſchenſchlag iſt noch nicht ausgeſtorben.

Die Stunde der Vergeltung wird jedoch nicht ausbleiben. Dann naht die Nemeſis und meint, Schund ſei Schund, ob man ihn auch noch ſo ſchlau unter luſtigen »Karnevalsabenteuern zu Paris« zu verſtecken ſucht. Wahrheit und Poeſie ſind ein ewiges Licht, ein himmliſches Feuer, das kein »Kaminfeger in London« auszulöſchen vermag.

Menſchenkinder von echter Bildung behaupten ſchon jetzt, das gegenwärtige Wiener Ballet ſei nichts weiter als eine getanzte Vorſtadtpoſſe, während es dem Drama

Digitized by Google

und der Oper gegenüber gerade dieſelbe Stellung einnehmen ſollte, die man dem duftvollen, zauberhaften »Sommernachtstraum« unter Shakeſpeare's übrigen Werken einzuräumen pflegt.

Mene thekel upharsin.

Gezählt, gewogen und zu leicht befunden!

Digitized by Google

15. Die Wiener Volksſänger.

Volksſänger gab es in Wien ſeit grauen Zeiten. Der bekannteſte Bänkelſänger war der luſtige Kauz Auguſtin im ſiebzehnten Jahrhunderte, der von Jugend auf allen Erzählungen von merkwürdigen Ereigniſſen gerne zuhörte, ſie in ſeinem Gedächtniſſe treu bewahrte, und ſich ſchon frühzeitig auf das Studium der edlen Muſika verlegte, in der Art nämlich, wie es unſere Drehorgelmänner noch heut zu Tage zu machen pflegen; das Inſtrument nämlich, welchem Auguſtin ſein Studium widmete, war nichts Anderes als die Sackpfeife, noch deutlicher bezeichnet, der Dudelſack, die Drehorgel jener Zeit, die indeſſen einige Kunſtgriffe erfordert, und nicht ſo ganz Mechanismus war wie der Leierkaſten der Jetztzeit.

Mit dem Dudelſack unter dem Arme und ein paar Dutzend Liedern im Gedächtniß zog Auguſtin zu den Kirchtagen in den Vorſtädten und Luken, auch in die umliegenden Dörfer, und zur Faſchingzeit beſuchte er nach der Art der heutigen Harfeniſten regelmäßig an beſtimmten Tagen gewiſſe Schenken und Kneipen.

Auguſtin war der Amphion ſeiner Zeit.

Der Zudrang zu ſeinen Sangleiſtungen ſteigerte ſich mit jedem Jahre. Die Schenken, wo er am häufigſten

Digitized by Google

einzusprechen pflegte, lagen außer einigen ganz gemeinen Bierkneipen im Kroatendörfel, jetzt St. Ulrich, und im Schöft, gegenwärtig Mariahilf; auch erschien er gern beim rothen Hahn auf der Landstraße, im Gulden Kapaunen auf der Wieden, im Gulden Lambel in der Leopoldstadt. In der Stadt fand man ihn bei den drei Hasen in der Kärnthnerstraße, beim Klepperer auf dem Kohlmarkt, beim gelben Adler im Sauwinkel, besonders aber in der Bierschenke zum rothen Dachel bei dem Eingang der Muster auf dem alten Fleischmarkt, dessen Wirth Herr Ulrich Konrad Puffer geheißen ward. Dort, beim Dachel nämlich, zeigte er sich jeden Donnerstag und Sonntag, und pflegte daselbst so lang zu singen und zu trinken, bis sicherer Tradition nach seine Stimme, seine Beine unsicher wurden, und er nicht selten durch fremde Unterstützung nach seinem Quartiere geschafft werden mußte, das nach jener mündlichen Ueberlieferung aus einem Dachkämmerlein in der Hahngasse auf der Landstraße bestand.

Seine Volksgesänge, namentlich das berühmte Lied »vom Einerlei« erfreuten sich in der damaligen Zeit einer so großen Beliebtheit, als vor etwa einem Vierteljahrhundert der Gassenhauer vom fidelen Leben im Lerchenfeld und Moser's Kouplet von dem Faulpelz, der nichts so gerne that, als eben nichts thun. Bekannt ist es ferner, daß er 1679, als die große, furchtbare Pest in Wien einriß, im trunkenen Zustande bei Nacht und Nebel in eine halbgefüllte Pestgrube vor dem Burgthore fiel, dort einschlief, und erst am nächsten Morgen durch die Pestknechte aus der unheimlichen Schlummerhöhle gezogen wurde.

Digitized by Google

Dieſes fürchterliche Abenteuer hatte jedoch keine gefährlichen Folgen für den nervenſtarken Auguſtin. Die betreffende Erzählung verſchaffte ihm vielmehr manche milde Spende; auch brachte er dieſe ſchauervolle Hiſtorie in zierliche Reime, welche ſchallenden Beifall fanden, leider aber, da ſie blos Manuſkript blieben, nicht auf unſere Tage gelangten. So lebte Auguſtin ohne weitere Gefährde noch lange Jahre, und erſt den 17. Hornung 1702, als er bereits über ſiebzig Jahre alt war, rührte ihn der Schlag, eben als er nach einem durchſchwelgten Abend ſein Kämmerlein erreicht hatte. Der Aermſte vermochte den Tod nicht zum zweiten Male um ſein erkornes Opfer zu betrügen. Begraben ward er auf dem Nikolaus-Gottesacker, auf dem gegenwärtigen Kirchenplatze der Landſtraße, auf jenem Freithof, der 1783 kaſſirt wurde. Auf dieſen Bänkelſänger bezieht ſich das bekannte alte Volkslied: »O Du lieber Auguſtin!«

Dieſem heiteren Kauz folgten gar viele Wiener Volksſänger, die zwar nicht ſo berühmt waren, aber ihrer Zeit gleichfalls lebendige Magnete für Silber und Kupfer zu Gunſten der Schenkwirthe abgaben. Witz, Humor war ihnen angeboren, und entſchlüpfte dem Bänkelſänger auch zuweilen ein zweideutiger Scherz, ſo roch er doch mehr nach der Chaise percée als nach dem Bordell. Unſere Vorfahren hielten auf Zucht und Ehre, und ſchamloſe Lieder, wie wir ſie jetzt hie und da zu hören bekommen, hätten dem Rottenmeiſter der Scharwache einen Arreſtanten mehr in die Hände geführt; ja der nächſte beſte gemeine Rumorknecht würde einen Bänkelſänger, der ſingend das ſechſte Gebot zu übertreten gewagt, ohne wei-

Digitized by Google

tere Nachfrage in den Kotter oder Carcer geſchleppt haben.

Unſere heutigen Volksſänger pflegen ſich in dieſer Hinſicht kein Blatt vor den Mund zu nehmen, am allerwenigſten ein Feigenblatt, ja man könnte auf ſie ohne Uebertreibung nachſtehende Verſe aus der berühmten Kapuzinerpredigt in »Wallenſtein's Lager« anwenden, des Inhaltes:

Die Frau in dem Evangelium
Fand den verlornen Greſchen wieder,
Der Saul ſeines Vaters Eſel wieder,
Der Joſef ſeine saubern Brüder,
Aber wer bei Wiens Volksſängern ſucht
Die Furcht Gottes und die gute Zucht,
Und die Scham, der wird nicht viel finden,
Thäte er auch hundert Laternen anzünden!

Doch wir wollen der Zeitfolge nicht vorgreifen!

Die Volksſängerwirthſchaft, wie ſie jetzt in Wien beſteht, dürfte ungefähr in der Mitte der Zwanzigerjahre begonnen haben. Damals etwa wurde es den Bänkelſängern geſtattet, Koſtümes zu tragen, dramatiſche Szenen aufzuführen. Derlei Stegreifdramen waren auch in den Salons beliebt. Wallner, der jetzige Theaterdirektor zu Berlin, welcher die Stimme und das Geberdenſpiel des ſeligen Ferdinand Raimund ſo trefflich nachzuahmen verſtand, galt in jener Zeit in den Cercles der Ariſtokratie financière als Großmogul dramatiſchen Scherzes; auch beſaß er ein ganz eigenthümliches Talent, der kürzeſten Szene dramatiſches Leben zu verleihen, und der ſcheinbar abgeſchmackteſten Theaterfigur eine wahrhaft hoch-

Digitized by Google

komiſche Seite abzugewinnen. Er war der Liebling der Salonwelt.

Die eigentliche Aera der gegenwärtigen Bänkelſängerei begann jedoch erſt mit dem wackern Volksſänger Moſer. Er hat dieſes heitere halbdramatiſche Genre wenn nicht erfunden, doch wenigſtens zu einer Art theatraliſchen Geltung erhoben.

Moſer iſt der Theſpis von Wien.

Der Theſpiskarren wurde abermals von Vorſtadt zu Vorſtadt geſchoben, wandernde Schauſpielertruppen tauchten nach ihm auf aus aller Welt Ecken und Enden. Damals hielt ſich aber auch das Volksſängerthum in den Schranken harmloſer roſiger Laune, und ſelbſt prüde Leute durften ſich nicht ſcheuen, irgend eine Schenke zu beſuchen, an deren Thür in Transparentſchrift zu leſen ſtand, Moſer werde heute ſeine neueſten Ränke und Schwänke an die Reihe kommen laſſen.

Seine Glanzzeit fällt in die Dreißigerjahre.

Das zweite Kaffehhaus im Prater, noch jetzt ſtark beſucht, galt damals, wenn Moſer ſpielte und ſang, nicht blos als Sammelplatz der großen Menge, es war auch das Stelldichein gebildeter Menſchenkinder, hoher Kavaliere. Das dreifache Kleeblatt Moſer, Gatter und Hagen konnte aber auch in ſeiner Art ſo gut als Trias echter Komik bezeichnet werden, als man es in der Theaterwelt von Neſtroy, Carl und Scholz zu ſagen, zu behaupten pflegte. Moſer war ein Spaßvogel jeder Zoll.

Seine Fruchtbarkeit war ſprichwörtlich.

Auch gab es ſo manchen Poſſendichter, der, falls er hinſichtlich eines Kouplet in Verlegenheit gerieth, den

Digitized by Google

witzigen Volkssänger Moser zu seinem geheimen Sekundanten erwählte. Dies führte einst zu einer sehr drastischen Szene, deren Schaustätte im Parterre wie auf der Bühne des Josefstädter Theaters gelegen war.

Man gab den »Zauberschleier« von F. X. Told.

Es war die erste Aufführung jener Zauberposse, welche binnen Jahr und Tag in ununterbrochener Reihenfolge dreihundert Vorstellungen erleben sollte. Ein unerhörtes Ereigniß, selbst für Wien! Man erzählte sich noch vor dem Aufgehen des Vorhanges fabelhafte Dinge von dem anzuhoffenden Erfolge, was sich auch später vollkommen bewähren sollte. Als man jedoch die Kouplets im Vorhinein hoch anschlug, konnte sich der Schreiber dieser Zeilen, der im Parterre stand, eines mitleidigen Lächelns nicht erwähren.

Man schüttelte ärgerlich den Kopf.

Um so größer war auch das Staunen meiner Umgebung, als der wackere Komiker Feichtinger, welcher den Farbenreiber Muff gab, auf der Bühne erschien, und jenes bekannte Kouplet begann, dessen Strophe »das Vehmgericht existire noch jetzt, doch koste es dort nicht das Leben, nein blos die Ehre« durch geraume Zeit das Lieblingslied so vieler Wiener Kinder verblieb.

Und weshalb dies Erstaunen?

Weil ich den Souffleur im Parterre abgab, weil ich jede kommende Strophe des Kouplet meinen Nachbarn im Vorhinein zuflüsterte. Ich hatte ja dies Kouplet schon ein paarmal von Moser gehört, und dasselbe, Dank meinem damaligen jugendfrischen Gedächtnisse, auch Vers um Vers auswendig behalten. Wie dies Lied in

Digitized by Google

Told's Zauberposse gerieth, gehört noch jetzt zu den Dingen bei Lampenlicht, von denen sich gewöhnliche Schulweisheit nichts träumen zu lassen pflegt. Moser rächte sich später durch ein neues Kouplet, darin er das Plagiat in derber Weise durch die Hechel zog.

Moser fand, wie gesagt, viele Nachfolger.

Keiner erreichte jedoch seinen Vorgänger.

Auch ist das Volkssängerthum mit Ausnahme eines häßlichen Auswuchses, den ich herzlich gern mit geschriebener Blausäure wegätzen möchte, so ziemlich innerhalb der alten abgesteckten Grenzen verblieben. Neues Gebiet ward nicht erobert. Gegenwärtig arbeitet man auch hier so zu sagen durch die Schablone.

Die bedeutendsten Volkssänger in Wien nächst Moser sind dermalen Fürst und Kampf, dann die Sängerfamilie Linbrunner, die gewöhnlich in den Sälen des rührigen Gastgebers Schwender vor der Mariahilferlinie einzusprechen pflegt.

Es handelt sich jedoch hier keineswegs um Namen, es gilt die Richtung zu brandmarken, welche die gewinnsüchtigen Bänkelsänger der Gegenwart eingeschlagen.

Ich komme nämlich zu dem erwähnten Auswuchse.

Die Muse, welcher die meisten neuen Thespiskärrner huldigen, ist dieselbe liederliche Weibsperson, die gewöhnlich auch in den neuesten Possen auf den Vorstadtbühnen das große Wort zu führen liebt; nur fällt hier der Theaterlack vollends brüchig herab, und es bleibt nichts übrig als die schamlose Zote, barfuß von der großen Zehe bis zum Scheitel, hiobsartig, Beule an Beule zu schauen.

Digitized by Google

Und dennoch dieſer Zudrang?!

Ja, die Kneipen ſind meiſt ſo voll, daß man kaum eine Stecknadel zur Erde werfen könnte. Es iſt traurig, daß es wahr iſt, und es iſt wahr, daß es traurig iſt. Unſere Volksſänger ſcheinen ein geheimes Arkanum zu beſitzen, unbeſieglich anlockend, und doch giftig, krebsartig genug, um den verdorbenen Geſchmack der großen Menge vollends zu ruiniren, um den Sinn für Sittlichkeit ſelbſt ſchon für die nächſte Generation auszuroden.

Alexander Dumas Vater rühmte ſich bekanntlich einmal, gar manche tugendhafte Weiber durch ſeine obſcönen Bilder lachen, und viele keuſche Jungfrauen durch ſchlüpfrige Szenen weinen gemacht zu haben. Das mag wahr ſein. Dumas hat aber auch manchen ſchönen, leſenswerthen Roman geſchrieben. Die Wiener Volksſänger ſchreiben ſchlecht, erbärmlich ſchlecht, aber die oben erwähnte häßliche Kunſt haben ſie ſo gut im kleinen Finger wie jener laſcive Franzoſe.

Bildung, Wiſſen ſind ſpaniſche Dörfer für unſere Koupletſchmiede, und doch behandeln ſie den edelſten deutſchen Dichter, einen Schiller, als eine Art Marſyas, ſchinden ſeine Göttergeſtalten, und entblöden ſich nicht ſeine Jungfrau von Orleans als kecke Kebsdirne zu bezeichnen. Viele aus dieſer Bande bänkelſängeriſcher Rowdies ſind ſchamlos genug, Meiſterwerke heimiſcher Poeſie durch Randgloſſen zu verunſtalten, die geradezu aus der Kloake der pöbelhafteſten Gemeinheit aufgefiſcht worden zu ſein ſcheinen.

Es kommt noch ſchlimmer.

Kneipen und Schenken, darin unſere Volksſänger

Digitized by Google

ſchalten und walten, haben mitunter Aehnlichkeit mit jenem berüchtigten »Hirſchpark«, der in der Vorzeit Frankreichs als Gehege der Unzucht galt, nur daß hier das Schamgefühl nicht zu Tode gehetzt, ſondern zu Tode geſungen wird. Ihr liebſtes Hochwild iſt jedoch die Ehe. Da gibt es keinen Gatten, der nicht das Schickſal des Uria erfahren, da findet ſich zwar nie ein keuſcher Joſef, aber an ſündhaften Weibern wie Suleikha iſt leider kein Mangel zu verſpüren.

Die ſogenannten Adamiten waren religiöſe Kommuniſten im ſchlimmſten Sinn dieſes Wortes, ſie übten nicht blos Gemeinſchaft der Güter, nein, auch Gemeinſchaft der Weiber. Man ſagt ferner, daß der Böhme Zizka, als er die Adamiten auszurotten befahl, den Stammälteſten dieſer Sekte vor ſich bringen ließ, um Näheres über die Orgien dieſes unſauberen Bundes zu erfahren. Der Greis ſchritt auch zur Beichte, keine dritte Seele belauſchte ſie, aber furchtbar mußte dies Kredo ſein, denn der wilde Feldherr ſelbſt erzitterte wie Eſpenlaub. Unſere Bänkelſänger müſſen durch Zufall einige Bruchſtücke dieſer ſündigen Lehre aufgefunden, aufgeleſen haben.

Sündenbock dieſes Ritus ſcheinen, wie geſagt, die Ehemänner zu ſein.

Es gibt eine Menge liederlicher Lieder, in welchen dieſer Sündenbock noch obendrein lächerlich gemacht wird; was aber der »Herr von Hecht« in dieſer Hinſicht leiſtet, das grenzt geradezu an die römiſche Mythologie, denn nicht einmal Ovid hat in ſeinem dicken Buch »Verwand-

Digitized by Google

lungen« eine solche Unzahl von sündhaften, unsittlichen Bildern anzuhäufen gewußt.

Wohin soll das führen?

Was nützt es, wenn man von der Lehrkanzel tagelang Keuschheit und Mäßigkeit predigt, wenn man jeden Abend fast in jeder zehnten Schenke den »verlornen Sohn«, nicht etwa zur Stunde, da er reuig heimkehrt, nein, zur Zeit, da er den verworfenen reichen Prasser spielte, als prachtvolles, glorreiches Musterbild der Nachahmung anpreisen hört?!

Armer Augustin, welch ein Nachwuchs!

Digitized by Google

16. Scholz im Olymp.

(Dramatiſcher Scherz von Ottfried und Levkſchnigg.)

Perſonen.

Ferdinand Raimund,	Momus, Gott des Tadels,
Ignaz **Schuſter,**	Ein ehemaliger Choriſt des
Joſef **Korntheuer,**	Karltheaters,
Direktor **Carl,**	Grazien, Bachantinnen,
Thereſe **Krones,**	Nymphen,
Wenzel **Scholz,**	Marqueure u. ſ. w.

(Schauplatz der Handlung iſt der Volksgarten im Olympe — die Baumſtämme ſind von Gold, die Aeſte von Silber, die Zweige tragen Edelſteine als Früchte — ſtatt ſchlechtem Kaffeh und halbzerfloſſenem Gefrornen wird Nektar und Ambroſia kredenzt — auch iſt es zum Wohl und Heil aller »Wienmüden« verboten, Leierkäſten ſpielen zu laſſen.)

Erſte Szene.

Raimund, Schuſter, Korntheuer
(an einem runden Tiſche ſitzend, Ambroſia verzehrend).

Raimund. Schlecht lebt man hier nicht, das läßt ſich nicht läugnen, aber eine Taſſe Gefrornes bei Dehne wäre mir doch lieber.

Schuſter. Laß mich mit deiner ewigen Sehnſucht nach Wien ungeſchoren. Die Wiener ſind ein undankba

res Volk, ſie vergaßen ſchon lang, wie oft ich ſie einſt zum Lachen brachte.

Korntheuer. Nun dir, Bruder Raimund, iſt es auch nicht beſſer ergangen, obgleich du ſie nebſtbei zu Thränen rührteſt. Man gibt deine Stücke freilich noch, aber geſpielt werden ſie, daß es eine reine Schande iſt. Und hätte nicht vor ein paar Jahren eine Hamburgerin an deinem Todestag einen Kranz auf dein Grab gelegt — —

Raimund. Ereifere dich nicht! du biſt ohnehin ein Seitenſtück »zum gelben Fieber«. Im Aerger aber gleichſt du »einem Gimpel, der den Rothlauf« hat!

(Tumult hinter der Szene.)

Schuſter. Was iſt denn los? Seit dem Pfeifen im Leopoldſtädter Theater in Jaroſchinsky's letzten Tagen hörte ich keinen ſolchen Lärm.

Zweite Szene.

Vorige, Krones, Momus.

(Krones im Koſtüme der »Jugend«.)

Krones. Da kommen Sie her, Sie impertinenter Schlingel, Sie! Wie konnten Sie mich in Ihrer ſchäbigen Zeitung »der Styx« als »Ariadne auf Naxos« ſo ſchmählich herunterreißen und noch obendrein Anſpielungen auf meinen irdiſchen Lebenswandel wagen?! O ich weiß, woher das kommt! Das ſind Intriguen. Laſſen Sie mich aus mit Ihren ſaubern Göttinnen! Die Venus hat, ſo alt ſie iſt, mehr Liebhaber als falſche Zähne. Und das will viel ſagen! Minerva ſteht im Briefwechſel mit dem Direktor Carl, und Frau Diana iſt auch

Digitized by Google

keine Feindin von Schäferstunden. Was kann ich dafür, daß Herr von Endymion, der einst ein kothiger Hirt war, und, man weiß nicht warum, in den olympischen Adelsstand erhoben ward, mir auf jeden Schritt und Tritt nachläuft?! Warum spielen denn Ihre verschrumpften Göttinnen nicht selbst? Tadeln ist leicht, aber die Losung lautet: »Besser machen, besser machen!«

Momus. Himmlische Therese! Es geschah einzig des Endymion wegen, das heißt, aus purer Eifersucht!

Krones. Eifersucht? Nun, Sie könnten mir gestohlen werden! Sie Vogelscheuche, Sie Perrückenstock aus Olims Tagen! Verschwinde, schöner Geist! (Singt.)

Geld kann Vieles auf der Welt,
Jugend kauft man nicht um Geld! (Ab.)

Momus. Aber hören Sie doch! (eilt ihr nach.)

Schuster. Das Weibsbild hat den Teufel im Leibe!

Korntheuer. Wenn ich einmal heirathe, heirathe ich keine Andere, aber die auch nicht!

Raimund. Es ist was Eigenes um die Frauen! Trage Eine von Peking nach Paris auf den Armen, und lasse sie dort aus Zufall unsanft nieder, und sie sagt gewiß nicht: »Ich danke Ihnen,« sondern einfach: »Bin ich Ihnen schon zu schwer geworden?«

(Neuer Tumult hinter der Szene.)

Direktor Carl (kommt hastig). Sapperment, Sapperment! Der Scholz ist todt, der Scholz ist hier! Wenn ich nur etwas davon hätte!

Raimund. Auf, ihm entgegen! (Alle erheben sich.)

Digitized by Google

Dritte Szene.

Vorige, Krones, Scholz, Gefolge.

Chor.

Sei uns willkommen, Wenzeslaus,
Du warst Olympier, Aechter,
Als du erregt im Schauspielhaus
Unsterbliches Gelächter!

Scholz. »Das ist klassisch!« Auch da oben sind sie so »dalkert« wie unten, und fangen jeden Akt mit einem blitzdummen Chor an. Doch was sehe ich! Da ist ja der trübselige Valentin, die bucklige Primadonna aus Krähwinkel, der Tanzmeister Paurl, der langbeinige Herr »Gisperl und Fisperl«, und »die Jungfrau von Orleans« aus dem Leopoldstädter Theater! »Schamen's Ihnen!«

Krones. Keine Anzüglichkeiten, wenn ich bitten darf! Sage mir lieber, wer spielt denn jetzt statt mir in der Leopoldstadt?

Scholz. Fräulein Zöllner! »Das ist ein ganz anderes Verhältniß!«

Krones. Ist sie hübsch?

Scholz. Bildsauber! Ich wollte, sie wäre Zöllner an einem Mauthschranken, wo jedes Loth geschwärzte Waare mit einem »Busserl« abgestraft wird. Ich würde trotz meinen hohen Jahren noch ein Schmuggler.

Krones (pikirt). Einfaltspinsel! (Verliert sich in die Menge.)

Digitized by Google

Scholz. Servus, Herr Direktor Carl! »Unterſchied der Stände muß ſein.« Spielt man hier Whiſt?

Carl. Den Fiſch zu einem Dukaten.

Scholz. Da bin ich dabei! Jetzt aber, Herr Direktor, wo »die Bande des Schauſpielerverbandes zerriſſen ſind«, »jetzt nur keine Schmutzerei«, nein, ſpielen Sie die Herzdame aus, ſo oft ich es verlange, oder »ich vergeſſe meine noble Erziehung«, und —

Raimund. Genug der Spaſſetteln! Wie ſieht es in Wien aus?

Scholz. Nun, Wien liegt noch immer am Kahlenberg, aber Wiener von altem Schrot und Korn ſind nicht mehr viel darin.

Schuſter. Alle Wetter!

Scholz. Ja, die Wiener Gemüthlichkeit iſt ausgewandert. Man geht herum bis an den Hals zugeknöpft. Gibt es doch zu viele Leute, die ſich auf das »carpentieren« verſtehen!

Carl. Carpentieren? Was iſt das?

Scholz. Die Kunſt, einem zwei, drei Millionen aus der Kaſſe ſo geſchickt zu ſtehlen, daß er es erſt nach fünf Jahren bemerkt, wenn man nach Amerika kutſchirt, und ihn ſchriftlich davon benachrichtigt. Ein gewiſſer Musje Carpentier in Paris hat dieſe Kunſt erfunden. Der Mann fand in Wien viele Nachahmer.

Kornthener. Sind denn die Leute ſo einfältig geworden?

Scholz. So ziemlich! Sie ſehen den Wald vor lauter Bäumen nicht. So ſprechen ſie in einem fort von der Wohnungsnoth, und behaupten, daß nirgends ein

Digitized by Google

Quartier leer ſteht. Das iſt erlogen! Man braucht Vormittags blos in die Renngaſſe, in die Nähe der Börſe zu gehen, dort ſieht man jede Stunde Einen — ausziehen. »O Menſchengeſchlecht!«

Schuſter. Erzähle uns lieber vom Theater!

Scholz. Habt Ihr denn keine Zeitungen? »Das iſt klaſſiſch!«

Raimund. Sie ſind uns vom Doktor verboten worden. Er ſagt, viel Wiſſen macht Kopfweh.

Carl. Wie treibt man's in meinem Theater?

Scholz. Klaſſiſch! Das Theater iſt noch ſo groß wie früher, aber die »Stuck«, die gegeben werden, ſind ſo klein, daß man viere braucht, um den Abend auszufüllen. Ihr könnt dort Alles hören, franzöſiſch, engliſch, italieniſch, berlineriſch; ſpaniſch wird auch getanzt, aber wieneriſch wird ſelten mehr »'geredt«!

Schuſter. Sie brauchten halt wieder einen »Freund in der Noth«, der das Theater aus der Klemme befreite.

Carl. Ja ſchreibt denn der Johann nicht mehr?

Scholz. Wenn der Theaterſekretär nicht will, ſo wird ja das »Stuck« gar nicht aufgeführt.

Schuſter. Sei froh, Wenzel, daß du zu uns heraufgekommen biſt!

Scholz. Mir iſt es recht! Wenn ich aber nur auch meine Wiener hier oben hätte! Wenn ich denke, was ich für eine Galle bekam, wenn ich zu meinem Benefice mir ſelbſt ein Stück geſchrieben habe, was kaum zwei Groſchen werth war, wenn auch ein Guldenzettel ſein Titelblatt geweſen wäre, ſie haben mich dann fürchterlich ausgepfiffen; wenn ich aber aus Schrecken in Ohnmacht

Digitized by Google

gefallen bin, was haben die Wiener gethan — »g'lacht haben's«!

Carl. Was ist es denn mit meinem Friedrich Kaiser, der mir noch einen Prozeß schuldig ist? Schreibt er fleißig?

Scholz. Ach ja, er rankt sich um wirkliche Dichter wie der Efeu um die Bäume.

Raimund. Wie steht es mit der Poesie überhaupt?

Scholz. Mit der steht es gar nicht mehr! Sie fällt gewöhnlich in Ohnmacht, wenn sie gewisse Wiener Vorstadtdichter erblickt.

Raimund. Macht man denn keine Gedichte mehr.

Scholz. Was fällt dir ein! Wer jetzt ein Gedicht macht, den schickt man als Lenau den Zweiten zum Herrn Görgen in Döbling. Doch plagt mich nicht so mit Fragen um Sachen, um die in Wien Niemand mehr fragt. Muß ich aber durchaus Rapport abstatten, so will ich ihn nach meiner alten Gewohnheit als Kouplet vortragen.

Korntheuer. Beginne immerhin!

Scholz (singt).

Auf mancher Bühne, falls man glaubt
Boshaftem Stadtgerüchte,
Steht zwar der Baum der Kunst belaubt,
Doch trägt er keine Früchte.

Birch-Pfeiffer, dieses alte Haus
Und Fräulein Tantième,
Sie schmücken sich, o Schmach und Graus,
Mit Schiller's Diademe!

Digitized by Google

Auch pflegt man, wenn der Zuſpruch fehlt,
Um Schauluſt neu zu wecken,
Kein »Mädchen aus der Feenwelt«
In Uniform zu ſtecken!

Oho, ſo, ſo, — Roccoco,
I kann's halt nit ändern
Es is halt a ſo!

Raimund. Das iſt ja rein zum Teufelholen.

Schuſter. Leicht geſagt, doch ſchwer gethan! Die klügſten Leute fragen ja ſchon lang: »Wo ſteckt denn der Teufel?« und finden keine befriedigende Antwort.

(Ein ehemaliger Choriſt des Karltheaters tritt haſtig hervor.)

Choriſt. Erlauben Sie, meine Herren, der Teufel ſteckt in meiner Hoſentaſche!

Scholz. (Durchſucht ihn.) Da muß ich doch nachſehen! Es iſt ja »nix« darin?!

Choriſt. Das iſt eben der Teufel!

Carl. (Kleinlaut.) Wenn ich nur etwas davon hätte!

Scholz. »Schamen's Ihnen!« Genug der Worte! Muſik will ich hören! Sind denn der Strauß und der Lanner nicht hier?

Kornheuer. Der Lanner ſpielt heute bei dem Feſtball, den Frau Juno zu Ehren deiner Ankunft veranſtaltet hat. Der Strauß aber dirigirt hier. Gerade greift er nach der Violine!

(Man hört hinter der Scene die »Lorleiklänge«.)

Scholz (hüpft vor Freude). Juchhei! Mir iſt, als wäre ich [illegible] Altwien.

Digitized by Google

Und fühlt ſich dann ein frommer Chriſt
Unwohl vom Duft der Zoten,
Wird ihm Neu-Yorker Pferdemiſt
Anſtatt Parfum geboten.

Oho, ſo, ſo — Roccoco u. ſ. w.

Als Herr thront in der Joſefſtadt
Im Stammhaus der Pokorny,
Ein Hofmann, der Manieren hat
So fein wie kaum Graf Morny.

Doch iſt ihm nicht die Muſe hold,
Sie nennt es wirr und dämiſch,
Sieht dort man, wo geherrſcht einſt Told,
Faſt täglich ſpielen — — böhmiſch.

Ihr geht es ſchlimm wie Zelia
Am Tag der Roſenfeier,
Man hat ſie längſt beſtohlen ja
Um ihren »Zauberſchleier«!

Oho, ſo, ſo — Roccoco u. ſ. w.

Das Schauſpielhaus am Donauſtrand
Trägt Geld, doch als Geſpenſter
Blickt Zote wie Pariſer Tand
Auch hier aus jedem Fenſter.

Die Menge muß ſich — Thor bleibt Thor —
Mit Diſteln dort begnügen,
Und Witz und Laune, wie Humor
Liegt in den letzten Zügen.

Digitized by Google

Auch pflegt man, wenn der Zuſpruch fehlt,
Um Schauluſt neu zu wecken,
Kein »Mädchen aus der Feenwelt«
In Uniform zu ſtecken!

Oho, ſo, ſo, — Roccoco,
I kann's halt nit ändern
Es is halt a ſo!

Raimund. Das iſt ja rein zum Teufelholen.

Schuſter. Leicht geſagt, doch ſchwer gethan! Die klügſten Leute fragen ja ſchon lang: »Wo ſteckt denn der Teufel?« und finden keine befriedigende Antwort.

(Ein ehemaliger Choriſt des Karltheaters tritt haſtig hervor.)

Choriſt. Erlauben Sie, meine Herren, der Teufel ſteckt in meiner Hoſentaſche!

Scholz. (Durchſucht ihn.) Da muß ich doch nachſehen! Es iſt ja »nix« darin?!

Choriſt. Das iſt eben der Teufel!

Carl. (Kleinlaut.) Wenn ich nur etwas davon hätte!

Scholz. »Schamen's Ihnen!« Genug der Worte! Muſik will ich hören! Sind denn der Strauß und der Lanner nicht hier?

Korntheuer. Der Lanner ſpielt heute bei dem Feſtball, den Frau Juno zu Ehren deiner Ankunft veranſtaltet hat. Der Strauß aber dirigirt hier. Gerade greift er nach der Violine!

(Man hört hinter der Scene die »Lorleiklänge«.)

Scholz (hüpft vor Freude). Juchhei! Mir iſt, als wäre ich noch in Altwien.

Digitized by Google

Chorist. Sie sind mir auf die Hühneraugen getreten!

Scholz. Woher vermuthen Sie das?

(Allgemeines Gelächter.)

Der Vorhang fällt.

Digitized by Google

Gleich darauf wurde das Thor des Gasthofes geschlossen, auch wäre nunmehr zweifelsohne die Stille der Nacht eingetreten, hätte es nicht ein seltsames Geräusch gegeben, das aus einer gewaltigen Sägemühle zu kommen schien. In Wahrheit entstand es durch das furchtbare Schnarchen sämmtlicher in der Einfahrt schlummernden Wiener Fiaker.

Es ging auf die zwölfte Stunde.

Der Mond warf freundlich sein silbernes Licht auf die schlafversunkene Erde hernieder, nicht ahnend, daß er bald Zeuge eines Kampfes sein werde, wie ihn die griechischen und trojanischen Rossetummler und Wagenlenker nicht grimmiger vor dem skäischen Thore von Ilion ausgefochten.

Der nordische Herkules kehrte von einem Zechgelage heim, bei dem er dem rothen Vöslauer Wein mehr als billig zugesprochen. Er befand sich daher in einer ziemlich aufgeregten Stimmung. Der Riese gehörte ferner, wie bereits erwähnt, keineswegs zu den Günstlingen der Wiener Fiakerzunft. Er hatte nämlich seinen Vorgänger in Wien, den Franzosen Lebesnier, noch zu übertreffen gewußt, der bekanntlich zwei Sesselträger dadurch narrte, daß er einen Mühlstein im Gewichte eines Zentners unter jeden Arm nahm, den Mantel umwarf, einstieg, und so den armen Leuten eine Last zu tragen gab, bei der ihre Kräfte nicht ausreichten.

Der nordische Koloß überbot Lebesnier durch ein größeres Kraftstück, indem er in der Gasse nach St. Ulrich einen Fiaker trotz alles Peitschens der armen Pferde dadurch am Weiterfahren hinderte, daß er sich mit der einen Hand

Digitized by Google

ßig Gulden steigerte. Damals wurde noch Alles in Wiener Währung berechnet. Fremde Fahrlustige, namentlich Ausländer, mußten natürlich noch mehr »blechen« oder »schwitzen«. Dafür fuhr man aber auch längstens in zwei Stunden nach dem Kurorte.

Gab es in Baden ein größeres Fest zu feiern, so glich die Heerstraße dem Miniaturbilde einer Völkerwanderung, nur schien die gesammte wandernde Generation aus Müllerleuten zu bestehen, denn der fürchterliche Staub duldete hinsichtlich der Bekleidung einzig die Farbe des Mehles. Man glaubte mitunter ersticken zu müssen.

In Baden herrschte dann ein sehr reges Leben.

Es war meist sehr schwer in den dortigen Gasthöfen ein Unterkommen zu finden; denn fiel das Fest, wie gewöhnlich, auf einen Samstag, so blieb man über Nacht in Baden, und kehrte erst Sonntag Abends nach der Residenz zurück. Bei der Masse Equipagen und Lohnkutschen, die in Folge dieses Umstandes gleichfalls über Nacht im Badeorte verblieben, mußte dann die Einfahrt oder das Portale der Gasthöfe als Nachtquartier für die Unzahl Kutscher und Rossetummler herhalten; namentlich war dies in dem Gasthofe »zum Hirschen« der Fall, und bildete die Einfahrt dieses Wirthshauses ein wahrhaftes Heerlager der lustigen

Wiener Fiakerwelt.

Wehe dem, der sich an einem solchen Abend verspätete!

Der Witz des Wiener Fiakers ist zwar harmloser Natur, doch pflegt er mitunter — obwohl mehr »Gspaß«

Digitized by Google

als Satyre — den Nagel sehr derb auf den Kopf zu treffen. Uebrigens wissen die Wiener Fiaker gewissenhaft zu beherzigen, welche Persönlichkeit sie mit ihren gesprochenen Geißelhieben zu regaliren gedenken; echte Noblesse und wirklicher Reichthum werden mit höflich gezogenen Hüten begrüßt, vergoldetes Großthun — »Aufhauen« genannt — wie zweideutiger Ruf laufen jedoch Gefahr in sehr verständlichen Kraftausdrücken durch die Hechel gezogen zu werden.

Hier kennen die Fiaker keine Schonung.

Doch beginnen wir unsere Geschichte!

Es war im Sommer des Jahres 18.., als die Heerstraße von Wien nach Baden an einem Samstag Nachmittags abermals einem Miniaturbilde der Völkerwanderung zu gleichen schien. Man hatte im städtischen Theater des Kurortes eine Vorstellung zu Gunsten eines wohlthätigen Institutes veranstaltet, bei welcher mehrere Gäste von hohem Rufe mitzuwirken versprachen.

Am Sonntag darauf war in der Nachbarschaft Kirchweihfest.

Es war sohin ein doppelter Magnet vorhanden.

Auch wies damals in Baden ein gewaltiger Athlet seine haarsträubenden Künste; der riesige Mann verstand sich zudem wie später Barnum, der König der Schwindler, auf die Schliche der Reclame, und hatte sich deshalb auf der Affiche in prahlerischer Weise als »nordischer Herkules« angekündigt.

Der Sonntag sollte sohin die Schaulust reichlich befriedigen.

Baden wimmelte daher von Gästen.

Digitized by Google

Der Abend kam, das Theater ging zu Ende, und die Stunde der früher erwähnten gesprochenen Geißelhiebe hatte begonnen. Mehr als zwanzig Fiaker standen mit brennenden Tabakspfeifen in der Einfahrt des Gasthofes »zum Hirschen«, dem Hausknecht zurufend, doch endlich ihr Nachtlager zu bereiten, das in einem Bund Stroh für jeden Schläfer zu bestehen pflegte. Das Thor war aber noch nicht geschlossen worden, da man die Heimkehr mehrerer Passagiere erwartete.

Der Unmuth der Rossetummler wuchs mit jeder Minute.

Unmuth pflegt den Witz zwar zu schärfen, aber keineswegs zu glätten. Viele Vorübergehende wurden deshalb mit Komplimenten überhäuft, die in keiner gedruckten Anleitung zur feinen Lebensart standen. Am schlimmsten kamen die sogenannten »Gschwufen« oder armen Stutzer weg, die, wie sich ein Fiaker derb ausdrückte, in der Woche vierzehn Halskrägen, und nur ein Hemd in die Wäsche zu geben vermochten.

Noch schlimmer erging es einem galanten Fräulein.

Dieses Fräulein war eine der berühmtesten Loretten, wohnte in der Rothenthurmstraße, und hatte den Spitznamen »la belle Henriette« erhalten. »Die schöne Henriette« verdiente ihr Prädikat jedoch nur in so fern, als sich dieselbe einer sehr reizenden schlanken Gestalt erfreute. Ihre Gesichtsfarbe wies jedoch südliches, fast bräunliches Kolorit. Das Fräulein stand in jener Zeit im Zenith ihres Glanzes, und das Buch, darin sie die Namen ihrer Anbeter zu verzeichnen pflegte, hatte bereits ein stattliches Volumen erreicht. Alle Stände waren

Digitized by Google

18. Thereſe Krones und die Prinzeſſin vom Tandelmarkt.

In Wien lebte vor Jahren eine Dame, welche in der Türkei zweifelsohne mehr Glück gemacht haben dürfte, als hier bei uns im Abendlande. Man gab ihr gewöhnlich den Spitznamen: die Prinzeſſin vom Tandelmarkt, weil ſie zwar Glanz und Pracht liebte, bei der Entfaltung beider Neigungen aber in einer Art zu Werke ging, welche ſich zu dem wirklichen Adel und Reichthum gerade ſo verhält, wie neue koſtbare Gewande zu den abgetragenen, verblichenen Kleidern in einer Tröblerbude. Wir wollen ſie Karline nennen, obgleich ihr Taufname eigentlich anders lautete. Rückſichten erheiſchen jedoch eine Art Incognito.

Karline war eigentlich ein gutmüthiges heiteres Geſchöpf.

Das ließ ſich nicht läugnen.

Ihr Unglück war ihr angeborner Hang zu Putz und Tand, ihre Neigung zu müßigem Leben geweſen. Als Kind armer Eltern ſah ſie ſich in der Blüthe ihrer Jugend außer Stand, nach dem Gebote der Mode einherzuſtol-

Digitized by Google

und seine Bravour im Sattel wie auf dem Bocke des Kutschirwagens hatten ihm in kurzer Zeit zu einer gewissen Berühmtheit unter den »numerirten Schnellseglern« verholfen. Hiezu kam noch sein vertrauliches Benehmen gegen die Rossetummler, ja seine Vorliebe für Alles, was nach dem Stalle roch. Die Fiaker waren stolz darauf, daß ein »Herr von«, der Sohn eines Advokaten und Hausbesitzers, ein ehemaliger Reiterkadet, sich herabließ, an ihrem Zechtisch als Bruder im Spiele Platz zu nehmen, und einen Becher Wein auf du und du zu leeren.

Vogelhuber ward daher mit großem Jubel empfangen.

»Kinder,« sprach er, »wollt Ihr mir einen Gefallen erweisen?«

»Ja, mit Vergnügen, bin dabei!«

So erscholl es von mehr als zwanzig Lippen.

»Bindet mir zu Liebe,« fuhr Vogelhuber fort, »mit dem nordischen Herkules an. Der Kerl ist ein frecher Besen, und gibt sich ein Ansehen, als ob er den ganzen Stefansthurm zu verschlucken vermöge.«

»Soll geschehen!« rief ein Fiaker.

»Wollen seinen Frack ausklopfen,« meinte ein Anderer, »versteht sich, so lange er ihn noch am Leibe hat!«

»Raufen wollen wir,« sprach ein Dritter, ein Glatzkopf, »daß die Haare nicht blos in der Nachbarschaft, sondern selbst drüben im Helenenthal herumfliegen sollen!«

»Schlaukopf!« versetzte Vogelhuber.

Nach diesen Worten warf er ein paar Zwanziger in die Einfahrt. Dann eilte er in sein Gemach hinauf.

Digitized by Google

Gleich daranf wurde das Thor des Gasthofes geschlossen, auch wäre nunmehr zweifelsohne die Stille der Nacht eingetreten, hätte es nicht ein seltsames Geräusch gegeben, das aus einer gewaltigen Sägemühle zu kommen schien. In Wahrheit entstand es durch das furchtbare Schnarchen sämmtlicher in der Einfahrt schlummernden Wiener Fiaker.

Es ging auf die zwölfte Stunde.

Der Mond warf freundlich sein silbernes Licht auf die schlafversunkene Erde hernieder, nicht ahnend, daß er bald Zeuge eines Kampfes sein werde, wie ihn die griechischen und trojanischen Rossetummler und Wagenlenker nicht grimmiger vor dem skäischen Thore von Ilion ausgefochten.

Der nordische Herkules kehrte von einem Zechgelage heim, bei dem er dem rothen Vöslauer Wein mehr als billig zugesprochen. Er befand sich daher in einer ziemlich aufgeregten Stimmung. Der Riese gehörte ferner, wie bereits erwähnt, keineswegs zu den Günstlingen der Wiener Fiakerzunft. Er hatte nämlich seinen Vorgänger in Wien, den Franzosen Lebesnier, noch zu übertreffen gewußt, der bekanntlich zwei Sesselträger dadurch narrte, daß er einen Mühlstein im Gewichte eines Zentners unter jeden Arm nahm, den Mantel umwarf, einstieg, und so den armen Leuten eine Last zu tragen gab, bei der ihre Kräfte nicht ausreichten.

Der nordische Koloß überbot Lebesnier durch ein größeres Kraftstück, indem er in der Gasse nach St. Ulrich einen Fiaker trotz alles Peitschens der armen Pferde dadurch am Weiterfahren hinderte, daß er sich mit der einen Hand

Digitized by Google

hinten am Wagengeſtelle, mit der andern aber an einem Kettengriffe an der Ecke des Gebäudes feſthielt, darin in jener Zeit die ſchmucke adelige ungariſche Garde im Quartier lag.

Dieſe Schmach konnten ihm die Fiaker nicht vergeben.

Als er daher die Glocke zog, durfte der Hausknecht nicht öffnen. Der nordiſche Herkules donnerte nun ſo gewaltig mit den Fäuſten und Füßen an das Thor, daß dasſelbe in Trümmer zu gehen drohte.

»Wer iſt draußden,« rief endlich ein Fiaker, »der Krampus oder der Wauwau?«

»Der nordiſche Herkules!«

»G'ſpaßmacher bei der Leich'!«

»Macht auf, oder es ſoll euch ſchlimm ergehen!«

»Aber deswegen laſſen wir noch keine Traurigkeit g'ſpüren!«

»Ich ſchlage euch Arme und Beine entzwei!«

»Nun, mit dir werden wir auch noch abfahren!«

Hölliſches Gelächter! Fortwährendes Toben des Rieſen! Endlich flog das Thor auf. Der Goliath fuhr wie ein Raſender auf die Spötter los. Drei bis vier Fiaker taumelten freilich zu Boden, aber dann — — ja dann —·—!

Am nächſten Morgen ſtand auf dem Theaterzettel zu leſen:

»Wegen Unwohlſein des nordiſchen Herkules kann die für heute angekündigte Produktion nicht ſtattfinden.«

Wiener Fiaker ſind handfeſte Leute!

Digitized by Google

18. Thereſe Krones und die Prinzeſſin vom Tandelmarkt.

In Wien lebte vor Jahren eine Dame, welche in der Türkei zweifelsohne mehr Glück gemacht haben dürfte, als hier bei uns im Abendlande. Man gab ihr gewöhnlich den Spitznamen: die Prinzeſſin vom Tandelmarkt, weil ſie zwar Glanz und Pracht liebte, bei der Entfaltung beider Neigungen aber in einer Art zu Werke ging, welche ſich zu dem wirklichen Adel und Reichthum gerade ſo verhält, wie neue koſtbare Gewande zu den abgetragenen, verblichenen Kleidern in einer Tröblerbude. Wir wollen ſie Karline nennen, obgleich ihr Taufname eigentlich anders lautete. Rückſichten erheiſchen jedoch eine Art Incognito.

Karline war eigentlich ein gutmüthiges heiteres Geſchöpf.

Das ließ ſich nicht läugnen.

Ihr Unglück war ihr angeborner Hang zu Putz und Tand, ihre Neigung zu müßigem Leben geweſen. Als Kind armer Eltern ſah ſie ſich in der Blüthe ihrer Jugend außer Stand, nach dem Gebote der Mode einherzuſtol-

Digitized by Google

ziren, die Arbeit widerte sie an, und so gerieth sie allmälig an den Rand des Verderbens.

Karline zählte nicht länger zu ehrbaren Leuten.

Ihr Schicksal läßt sich leicht errathen, man braucht nur in Hogarth's herrlichen Kupferstichen »der Weg einer Buhlerin« in sechs Blättern nachzusehen. In der Zeit, da unsere Geschichte spielt, hatte übrigens Karline erst die Hälfte ihrer gefährlichen Laufbahn zurückgelegt. Das Gold, das sie früher verdient hatte, war demungeachtet trotz seiner namhaften Schwere bereits in Gestalt von Silberlingen nach allen Strichen der Windrose gewandert. Kein Nabob, kein Krösus, und sei es auch nur in Taschenformat, wollte sich melden, die Gläubiger drängten mehr und mehr, und die bewegliche Habe reichte nicht hin, um alle Ansprüche zu befriedigen.

So wollte man sich denn ihrer Person versichern.

Karline wußte jedoch zum Glücke, daß einer der hartherzigsten Gläubiger sie wirklich in das Schuldengefängniß zu senden gedenke. Der Haftbefehl befand sich bereits in den Händen eines Gerichtsdieners, und es stand zu fürchten, daß dieser Vollstrecker des Gesetzes jetzt und jetzt die Klingel an der Hausthür ziehen, und den Träumen von Glanz und Reichthum ein nur zu garstiges, gleichzeitig sehr lächerliches Ende machen könne.

Karline wußte sich nicht zu rathen, noch zu helfen.

Sie stand, sie ging, sie saß, sie lag auf Nadeln!

Was half die schwarze Sorge, was nützte die tödtliche Angst? Der gefürchtete Besuch blieb nicht aus. Bei dem ersten Erscheinen ließ sich der Gerichtsdiener zwar durch die unbefangene Versicherung der Zofe abweisen,

Digitized by Google

Fräulein Karline sei gegenwärtig nicht zu Hause; ein zweites Mal wußte die Prinzessin vom Tandelmarkte durch eine Hinterthür zu entwischen; endlich blieb ihr aber nichts mehr übrig, als ihr Quartier wirklich für einige Tage zu räumen, und bei dieser oder jener Freundin ein momentanes Unterkommen zu suchen. Oft mußte sie sich für ein paar Stunden zu wildfremden Leuten flüchten, und das hochkomische Lustspiel »nach Sonnenuntergang«, das man später im Burgtheater so köstlich spielte, ging in Wien schon damals zwar nicht auf der Bühne, aber denn doch im wirklichen Leben in die Szene.

Der hartnäckige Gläubiger ärgerte sich gewaltig.

Schließlich schritt er jedoch zu dem Mittel, das er gleich anfangs hätte ergreifen sollen. Er bestach die Zofe seiner Schuldnerin. So erfuhr er denn eines Tages, daß Fräulein Karline heute Abend das Leopoldstädter Theater besuchen werde, und am Eingang desselben bei einiger Umsicht ohne Schwierigkeit verhaftet werden könne.

Das war ein verläßlicher Fingerzeig.

Der Gläubiger und sein Geleite säumten auch nicht, gegen sieben Uhr Abends nach der Leopoldstadt zu eilen. Ihre Hoffnung, die Verhaftung noch vor der Vorstellung zu bewerkstelligen, wurde jedoch zu Wasser.

Man kann sich irren!

Dies geschah auch hier.

Karline war nämlich mit mehreren Schauspielerinnen der Leopoldstädter Bühne befreundet. Diesen Gönnerinnen verdankte sie einen Platz in der Theaterloge, zu der sie durch das zweite Thor und zwar vom Theater aus gelangte.

Digitized by Google

Der Gläubiger wollte vor Ingrimm vergehen.

Am Schluſſe der Vorſtellung konnte jedoch das obige Kunſtſtück nicht wiederholt werden, da der zornige Mann noch ein paar Späher aufſtellte und Fräulein Karline mit einer Blokade mitten im Frieden bedrohte.

Man gab »das Mädchen aus der Feenwelt«.

Dieſe Dichtung des unvergeßlichen Ferdinand Raimund war zwar ſeit langem zur erſten Aufführung gekommen, lockte aber noch immer eine große Anzahl Schauluſtiger nach dem Leopoldſtädter Theater. Das geſammte Publikum brannte vor Ungeduld und zwar nach der Szene, worin die verführeriſche Thereſe Krones als »Jugend« bekanntlich ſo große Triumphe feierte. Er war kurz vor dem Tage, da ſie ihr »Brüderlein fein« vor einem Mörder ſingen ſollte, und Niemand ahnte damals im Parterre, jener finſtere Mann, Jaroſchinsky geheißen, der ſeinen Operngucker ſo unverwandt nach der reizenden Erſcheinung auf der Bühne richtete, werde ſeine Hände in wenigen Wochen mit dem Blute ſeines greiſen Lehrers beſudeln.

Thereſe Krones verließ unter donnerndem Beifall die Bühne.

Der Lärm wollte nicht enden.

Die ganze Szene mußte wiederholt werden.

Die »Jugend« erſcheint bekanntlich in dieſem Stücke nur einmal. Ein großer Theil des männlichen Publikums pflegte daher gleich bei dem Auftreten des Schauſpielers Korntheuer als »hohes Alter« das Parterre zu verlaſſen, um an der Hinterpforte des Theaters Thereſe Kro-

Digitized by Google

nes in den Wagen steigen und nach Hause fahren zu sehen.

Auch stand man noch im Spätsommer.

An jenem Abend mußten jedoch die Verehrer der »Jugend« sich länger als gewöhnlich gedulden. Die treffliche Lokalsängerin schien sich in der Garderobe verplaudert zu haben. Viele jener Verehrer verließen daher, des längern Wartens überdrüssig, ihren Standplatz am Hinterthore, hastig in das Parterre zurückkehrend.

Endlich erschien Therese Krones.

Sie trug zwar noch ihr bekanntes hübsches Kostüme als »Jugend«, hatte aber des regnerischen Abends willen einen leichten Mantel umgeworfen, und die Kapuze desselben tief in das Gesicht gezogen.

Ein Jubelruf erschallte.

Die Lokalsängerin dankte, flüchtig mit dem Kopfe nickend, stieg hastig in den Wagen, und verschwand bald aus den Blicken ihrer Verehrer.

Ein leichtes Kichern tönte aus der Kutsche.

Im Moment der Abfahrt erschien Karlinen's Gläubiger.

Er zog ein sehr verdrießliches Gesicht.

Fräulein Karline war bereits seit Längerem aus der Theaterloge verschwunden, vermuthlich um sich auf die Bühne zu begeben. Ihr Gläubiger eilte daher gleichfalls aus dem Theater, um seine an verschiedenen Zugängen lauernden Späher zu strenger Wachsamkeit zu ermahnen. Keiner dieser Kundschafter hatte jedoch die Schuldnerin zu Gesichte bekommen, kein Frauenzimmer verließ das Theatergebäude, das ihr gleich sah, und selbst

Digitized by Google

der Späher an der Hinterpforte meldete einfach, Niemand als Thereſe Krones ſei in den eben hinwegfahrenden Wagen geſtiegen.

Es hieß bis zum Schluß der Vorſtellung ausharren.

Der Gläubiger wollte bereits ſelbſt in das Parterre zurückkehren, ſtieß aber dabei auf ein weibliches Weſen in gewöhnlicher Kleidung, deſſen Anblick dem getäuſchten Manne einen Schrei ſchreckhafter Ueberraſchung entlockte.

Dies weibliche Weſen war — Thereſe Krones.

Der Gläubiger errieth augenblicklich den wahren Sachverhalt. Er warf ſich daher in die Lohnkutſche, die zur Verhaftung der Prinzeſſin vom Tandelmarkt bereit ſtand, und befahl dem Fiaker mit einer wahren Stentorſtimme, dem Theaterwagen im ſchärfſten Trabe zu folgen.

Er irrte ſich nicht.

Man hatte ihm einen abſcheulichen Streich geſpielt.

Es war zum Raſendwerden.

Fräulein Karline hatte den gefürchteten Mann im Parterre erblickt, errieth auch augenblicklich, daß ſie von ihrer Zofe verrathen worden ſei. Ihre Lage war peinvoll. Zum Unglück des Gläubigers zählte jedoch die mehrerwähnte talentvolle, doch leichtfertige Lokalſängerin zu den Freundinnen ſeiner Schuldnerin, es fiel daher der Letzteren nicht ſchwer im Theaterkoſtüme der Letzteren dem Vertreter des Schuldenarreſtes zu entgehen.

Thereſe Krones liebte bekanntlich komiſche Abenteuer.

Leider verließ ſie das Theater früher, als es für das

Digitized by Google

Entweichen ihrer Freundin heilsam sein mochte. Der Fiaker überholte den Theaterwagen in wenigen Minuten, zumal der Letztere nach einer Seitengasse links einbog und in der Mitte derselben im Schritte zu fahren begann. Der Gläubiger sprang aus dem Fiaker und stürmte zornig an den Wagenschlag des vorderen Fuhrwerkes.

Neue, noch grimmigere Enttäuschung!

Der Theaterwagen war leer.

Fräulein Karline hatte durch das kleine Fensterlein am Rücksitze den Verfolger wahrgenommen, und daher dem Kutscher die Weisung ertheilt, in die erwähnte Seitengasse einzubiegen. Dort war sie, ehe der Fiaker um die Ecke fuhr, hastig aus dem Wagen gesprungen, und durch ein bekanntes Durchhaus einstweilen der weiteren Verfolgung entgangen.

Ihre Lage blieb demungeachtet verzweiflungsvoll.

Es war, wie gesagt, ein trüber Abend, auch begann der Regen, der bisher leise vom Himmel sickerte, immer dichter und gewaltiger zur Erde zu fallen. Karline lief ferner Gefahr, auf ihrem ziellosen Wandergange den Vollstreckern des Gesetzes in die Hände zu fallen. Nie befand sich noch »die Jugend« in einer ärgeren Klemme. Hiezu kam noch der Fluch des Lächerlichen. Im Theaterkostüme verhaftet werden, das hieß dem Gespötte von ganz Wien für alle künftige Lebensdauer ausgesetzt bleiben.

Fräulein Karline entwarf daher einen neuen Fluchtplan.

Es war ein strategisches Meisterstück.

Die Prinzessin vom Tandelmarkt beschloß wie Dembinski in seiner berühmten Kampagne in Litthauen vor-

Digitized by Google

zubringen, ſtatt zu fliehen. Sie ſuchte daher, ſtatt nach der Stadt, nach dem Prater zu gelangen, und daſelbſt in einem damals etwas verrufenen Wirthshauſe ein zeitweiliges Unterkommen zu finden. Auch wußte ſie, der reiche junge Herr von Vogelhuber, unſeren Leſern bereits bekannt, ſei eines ſchönen Schenkmädchens willen ein täglicher Gaſt in jener Kneipe. Karline kannte ihn perſönlich. Er war der Mann, ſie aus den Klauen ihres Verfolgers zu befreien.

Karline gelangte auch wirklich in den Prater.

Auch befand ſich Vogelhuber mit mehreren Freunden in der erwähnten Schenke. Das Erſcheinen der Lorette im Theaterkoſtüme erregte ſtürmiſchen Beifall. Eine Kollekte befreite die Aermſte von dem letzten Reſt Todesangſt.

So endete die berühmte Retirade der Prinzeſſin vom Tandelmarkt!

Digitized by Google

19. Der Wechselfälscher.

Das Geschlecht eines Carpentier oder Grellet ist nicht blos in Frankreich heimisch, es zählte auch bereits in Altwien nahe Seitenverwandte. Im Sommer 1838 begab sich daselbst ein Ereigniß, welches damals ungeheure Sensation erregte, dessen Kunde jedoch auf das Weichbild der Residenz, ja eigentlich nur auf gewisse Kreise beschränkt blieb, da in jener Zeit die Journalistik noch nicht die gegenwärtig so vielgelesene Rubrik »Gerichtshalle« eröffnen durfte.

Die Sache kam so:

Der nunmehr verstorbene, damals aber noch sehr rüstige Großhändler Bearzi, bekannt durch seine Geschäftskenntniß, wie durch seinen Biedersinn, begab sich an einem heiteren Tag um zwei Uhr Nachmittags aus seinem Komptoir nach der Freiung, um daselbst einen Fiaker zu miethen, da er eines Sommerquartiers wegen nach Döbling zu fahren gedachte.

Als er jedoch zu dem Schottenhofe gelangte, sah er in einem eben zur Abfahrt bereitstehenden Döblinger Gesellschaftswagen einen ihm wohlbekannten Kassier der Nationalbank sitzen, der, wie es sich später ergab, in

Digitized by Google

ähnlicher Absicht nach dem oben genannten Lustorte zu gelangen wünschte.

Der Bankier, welcher Gesellschaft liebte, entschloß sich daher gleichfalls den Gesellschaftswagen zu besteigen, zumal derlei Wägen an Wochentagen um die erwähnte Nachmittagsstunde nicht sehr von Fuhrlustigen bestürmt zu werden pflegten.

Die Pferde setzten sich in Bewegung.

Großhändler und Kassier sprachen natürlich von Vorfällen in der kaufmännischen Welt, ein Wort gab das Andere, und so kam man unter Andern auf das Eskomptirungsgeschäft der Nationalbank zu sprechen. Man pflegte daselbst Wechseldarlehen abzuschließen, falls sich auf den Wechselbriefen die Unterschriften von drei guten Firmen befanden. Ein tüchtiger Akzeptant und zwei verläßliche Giros genügten zur Annahme der Wechsel, doch mußten natürlich die Zensoren der Bank die Unterschriften früher geprüft und für echt befunden haben.

Kein Unterschleif schien dabei denkbar.

Während dieses Gespräches äußerte sich der Kassier in schmeichelhafter Weise, wenn die Bank durchwegs Schuldner wie der Großhändler Bearzi hätte, so würde eine einzige Unterschrift, kurz ein einfaches Akzept vollkommen ausreichen.

»Ich brauche, Gottlob, kein Wechseldarlehen,« sprach der Bankier.

»Keine Regel ohne Ausnahme,« meinte der Kassier.

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich sah kürzlich einen Phönix.«

»Wie so?«

Digitized by Google

»Sie wissen ja doch, daß ich erst vor einigen Tagen einen Wechsel von Ihnen im Betrage von 35,000 fl. auszahlte.«

»Sind Sie von Sinnen, oder sprechen sie im Ernst?«

»Ernst, voller Ernst!«

»Dann beklage ich die Bank, denn der Wechsel ist — falsch!«

Der Kassier erbleichte. Der Gesellschaftswagen war mittlerweile, wie die spätere gerichtliche Verhandlung auswies, bis an den zweiten Abschnitt der Allee vor dem Schottenthor gelangt. Der Großhändler befahl dem Kutscher still zu halten, und beide Herren eilten trotz der drückenden Sonnenhitze im Sturmschritt nach der Stadt zurück. Als sie in der Bank ihr Anliegen vorbrachten, gerieth Alles in leicht erklärliche Aufregung, doch wurde der fragliche verdächtige Wechsel augenblicklich aus der Depositenkasse herbeigeschafft.

»Meine Unterschrift,« erklärte der Großhändler, »ward so prachtvoll nachgemacht, daß ich beinahe darauf schwören möchte, ich hätte meinen Namen eigenhändig auf dies Blatt Papier geschrieben; demungeachtet ist und bleibt der Wechsel — — falsch!«

Man hatte also mit einem vollendeten Meister in der Fälschung von Handschriften zu thun. Sämmtliche Zensoren der Nationalbank, ergraute Wiener Geschäftsleute, waren getäuscht worden. Anfangs glaubte man allgemein, die Fälschung sei von einem Komptoiristen des Großhändlers ausgegangen, bald aber stellte es sich durch mehrseitige Zeugenaussage fest, der falsche Wechsel sei

Digitized by Google

durch einen unbekannten blassen Mann zur Eskomptirung gebracht worden.

Die Bestürzung ward noch größer, als sich durch weitere Zeugenverhöre ergab, daß dieser Mann von auffallend blasser Gesichtsfarbe die Bank bereits dreimal in ähnlicher Weise getäuscht habe.

Das schien fast unglaublich!

Und doch waren sämmtliche Unterschriften auch auf den früheren beiden Wechseln falsch gewesen, wie es sich aus den Büchern der betreffenden Großhandlungshäuser nachweisen ließ. Der Betrüger hatte natürlich jedesmal drei neue Unterschriften von andern Bankiers nachgeahmt, einen frischen falschen Wechsel von weit höherem Betrag rechtzeitig, das heißt vor dem Verfallstag der früheren Schuldverschreibung in der Bank hinterlegt, und dann nach ein paar Tagen den letzten Wechsel von älterem Datum mit Hilfe des erhaltenen neuen Darlehens eingelöset.

Die Summe wuchs so bis zur Höhe von 35,000 fl., wie es auch aktenmäßig belegt wurde. Der Betrug war einfach, doch sinnreich. Dem Betrüger blieben jedesmal mehrere tausend Gulden Ueberschuß zur Vergeudung oder zur Spekulation. Hätte er in der Zwischenzeit glücklich spekulirt, so wäre es ihm vielleicht möglich gewesen, auch den letzten Wechsel ohne neues Darlehen per falsum einzulösen, und in Folge eines namhaften Ueberschusses ein eigenes Geschäft zu gründen. Alle Welt hätte dann nach ein paar Jahren glücklichen Geschäftsganges ehrerbietig den Hut gezogen, beifügend, man sehe aus dem Beispiel, wie weit es Fleiß und Geschäftskenntniß zu

Digitized by Google

bringen vermöge. Vielleicht war dies auch anfangs die Absicht oder die Hoffnung des Wechselfälschers.

Göttin Nemesis läßt aber selten mit sich spielen.

Wer war aber der Mann mit blassem Angesichte?

In den ersten Stunden der Bestürzung konnte Niemand die geringste Auskunft hierüber geben, später neigte sich jedoch ein Bankbeamter zu der Ansicht, der blasse Mann habe große Aehnlichkeit mit Carl P., dem ehemaligen Kassier des (nunmehr aufgelösten) Großhandlungshauses Bonnet de Bayard gehabt, nur hätte dieser Kassier nie einen Schnurbart wie der Wechselfälscher getragen. Die Polizei erhob jedoch bald, Karl P. trage gegenwärtig wirklich einen Schnurbart, auch sei derselbe täglicher Gast im Neuner'schen Kaffehhause, an der Ecke der Plankengasse und Spiegelgasse gelegen.

Der Bankbeamte begab sich in dies Kaffehhaus.

Karl P. war zugegen.

Die Identität der Person wurde von dem Bankbeamten beschworen.

Und was nun weiter?

Die Behörde unterzog nun die früheren und späteren Schritte des verdächtigen Wechseldeponenten einer strengen Prüfung, und siehe da, die Verdachtsgründe mehrten sich mit jeder neuen Erhebung.

Und Karl P.?!

Der blasse Mann lebte in geträumter Sicherheit. Er pflegte, wie oben mitgetheilt, jeden Nachmittag das Neuner'sche Kaffehhaus zu besuchen, und daselbst eine Tasse schwarzen Kaffeh zu sich zu nehmen. Auch blieb er gewöhnlich bis spät Abends in diesen Mokkatempel. Karl P.

Digitized by Google

war ein vortrefflicher Billardſpieler, namentlich was die kleine Kegelpartie anbelangte. In dieſer Partie mit fünf Kegeln fand er nie ſeinen Meiſter; auch gab er, ſelbſt wenn er mit einem fremden Spieler kämpfen ſollte, ungeſchaut wie ungeſcheut ſechs Points vor.

Auch dies iſt eine Thatſache.

Das Billardſpiel währte gewöhnlich von halb zwei bis drei Uhr Nachmittags, dann ſetzte er ſich zum Piquetſpiel nieder, das er ſo leidenſchaftlich liebte, daß er einmal mit einem bekannten Luſtſpieldichter, der natürlich nicht das Mindeſte von dem ſonſtigen verbrecheriſchen Treiben ſeines Partners ahnte, von drei Uhr Nachmittags bis neun Uhr Morgens am nächſten Tage am Spieltiſch ausharrte. In der neueſten Zeit ſchien jedoch das Schachbrett ſeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Die Araber nennen das Schachſpiel »Szed renge«, zu deutſch »hundert Sorgen«.

Hier waren dieſe Sorgen nichts als Gewiſſensbiſſe.

Auch dieſer Umſtand ward von der Behörde erhoben.

Kaffehſieder Neuner, jetzt längſt geſtorben, ward nunmehr vor das Gericht beſchieden und von der Sachlage mit Hinweiſung auf ſeinen Bürgereid in Kenntniß geſetzt. Der erſchrockene Mann bat flehentlich, falls man den Verbrecher nicht in deſſen eigener Wohnung treffe, die Verhaftung nicht in ſeinem Kaffehhauſe vornehmen zu wollen, da es dem Beſuch ſeines Lokales Abbruch thun könne.

Dieſe Bitte konnte nur zum Theile befriedigt werden.

Am nächſten Morgen wurde die Wohnung des

Digitized by Google

Fälschers umstellt, der lose Vogel befand sich aber wirklich nicht in seinem Nest. Gewissensangst veranlaßte ihn die meisten Nächte außer dem Hause zuzubringen. Bald ließ er sich unter dem Vorwand, seinen Hausschlüssel vergessen zu haben, in irgend einem Gasthofe eine Stube aufschließen; bald brachte der schuldige Mann in Folge einer ähnlichen Ausflucht die Nacht bei einem Freunde oder Bekannten zu.

So war es auch diesmal der Fall gewesen.

Die vorgenommene Hausuntersuchung führte jedoch zu schlagenden Beweisgründen. Man fand nämlich bei Karl P. in dem Strohsack seines Bettes mehrere Stück Banknoten zu tausend Gulden, deren Ziffern und Nummern nach der eidlichen Aussage des Kassiers der Bank genau mit jenen übereinstimmten, wie sie auf einigen Banknoten zu lesen, die er an den Mann mit dem blassen Antlitz verabfolgte. Es handelte sich daher nur mehr, den Wechselfälscher festzunehmen.

Karl P. war aber den ganzen Vormittag nicht aufzufinden.

Ein Geschäftsgang in eine Vorstadt hielt ihn von seiner Wohnung entfernt; auch zog sich die betreffende Angelegenheit so sehr in die Länge, daß Karl P. sein Mittagsmahl gleichfalls außerhalb der innern Stadt zu sich nahm. Da man aber diesen Umstand nicht wußte, so fürchtete man bereits, die diebische Elster habe Wind bekommen und sei auf und davongeflogen.

Man irrte sich zum Glücke.

Gegen halb zwei Uhr Nachmittags erschien der Angeklagte wie gewöhnlich bei Neuner im ersten Stockwerke

Digitized by Google

des sogenannten silbernen Kaffehhauses. Dort hatte sich mittlerweile ein komisches Intermezzo zugetragen. Es waren nämlich zwei Gerichtsbeamte in Zivilkleidung daselbst erschienen, welche den Auftrag zur Verhaftung des Schuldigen erhalten hatten. Da sich in diesem Stockwerke gewöhnlich nur tägliche Kunden, sogenannte Stammgäste, einzufinden pflegten, so mußten die fremden Gesichter natürlich Aufsehen erregen.

Es kam noch seltsamer.

Der Zahlmarqueur hatte nämlich über fünfzig Stück ausländische Zigarren in seinem Wandschranke liegen, die zwar verzollt worden, nur daß die betreffende Zollbescheinigung in Verlust gerathen war. Der junge Mann fürchtete daher des Schmuggelhandels verdächtig zu werden.

Auch er irrte großmächtig.

Wie dem sein mochte, der Aermste gab sich alle Mühe, diese fünfzig Stück ausländische Zigarren an den Mann zu bringen, indem er zu den reicheren täglichen Kunden schlich, und sie flüsternd bat, ihm doch acht bis zehn Stück dieser verdächtigen Glimmstengel aus der Havannah abnehmen zu wollen. Die meisten angesprochenen Gäste willfahrten natürlich diesem Begehren.

Karl P. trat endlich ein.

Er ließ sich wie gewöhnlich eine Tasse schwarzen Kaffeh geben, und verfügte sich dann in das lange Nebengemach oder sogenannte Spielzimmer, um daselbst an einem runden Tische eine Schachpartie zu beginnen. Ein Gerichtsbeamter setzte sich, als angeblicher Schachfreund große Theilnahme für dies Brettspiel heuchelnd, an seiner

Digitized by Google

Seite nieder; der Andere blieb an dem Billard in der vorderen Stube stehen, jedoch so, daß er den Angeklagten nicht eine Minute aus den Augen verlor. Der Kaffeesieder schritt gleichfalls sorgsam spähend im Kaffeehause umher. Dem Zahlmarqueur gingen die Augen auf.

Er ahnte, daß die fremden Gäste nicht seinetwegen kamen.

Eine halbe Stunde verstrich.

Karl P. befand sich in einer heitereren Stimmung, als es seit Monden der Fall gewesen. Er hatte seit einer Woche alle nöthigen Vorbereitungen zu einer Reise nach Odessa getroffen, und hoffte die geräuschvolle Kaiserstadt vielleicht schon binnen wenigen Tagen im Rücken zu haben.

Das Pflaster in Wien war ihm zu heiß geworden.

In Folge dieser freudigen Gedanken spielte der Wechselfälscher mit geringerer Vorsicht als gewöhnlich, was bei der gegenwärtigen Schachpartie um so bedrohlicher, als ihm sein Gegner das bekannte gefährliche Gambit des Allgaier geboten.

»Ich bin da,« flüsterte P., »in eine verdammte Falle gerathen!«

»Gambit geben,« meinte lächelnd sein Feind, »heißt auch ein Bein stellen.«

In diesem Augenblicke verließ der Gerichtsbeamte, der sich im ersten Gemache befand, seine bisherige Stellung am Billard, und ersuchte den Zahlmarqueur mit leiser, doch gebieterischer Stimme, Herrn Karl P. auf die Treppe hinausrufen zu wollen.

»Sagen Sie ihm,« meinte der Fremde, »daß ihn ein Bekannter zu sprechen wünsche.«

Digitized by Google

Der Zahlmarqueur, dem die ängstliche Stimmung seines Dienstherrn schon lange aufgefallen war, erkannte nunmehr mit Gewißheit, daß es sich um ganz andere, weit wichtigere Dinge handle, als um die Feststellung des Thatbestandes bezüglich des Schmuggels mit ausländischen Zigarren. Demungeachtet entledigte er sich seines Auftrages in loyaler Weise, ohne auch nur durch eine Miene die Ueberraschung und Aufregung wahrnehmen zu lassen, die sich seiner Seele in Ahnung einer folgenschweren Verhaftungsscene nothwendiger Weise bemeistern mußte.

Karl P. langte sorglos nach seinem Hute.

Es war ja schon oftmals vorgekommen, daß ihn ein Bekannter oder Geschäftsfreund zu sprechen wünschte, und deshalb auf die Treppe hinausrufen ließ. Deshalb schritt er ruhig zur Thür, seinem Gegner im Schach zurufend:

»Die Partie ist verloren, ich ergebe mich auf Gnade und Ungnade. Setzen Sie gefälligst die Figuren frisch auf!«

Es waren die letzten Worte, die er im Neuner'schen Kaffehhause sprechen sollte. Der zweite Gerichtsbeamte, der bisher an seiner Seite gesessen, folgte ihm auf dem Fuße. Auch der Kaffehsieder hielt sich in der Nähe auf. Beide lauschten achtsam, ob der Angeklagte nicht irgend ein Stück Papier von sich zu werfen suche.

Karl P. verharrte jedoch in seiner Verblendung.

Er ahnte nicht das Geringste von seiner gefahrvollen Lage. Der erste Gerichtsbeamte trat ihm an der Treppe entgegen, und flüsterte ihm leise zu, er habe, wie eine in seinen Händen befindliche Ordre ausweise, den

Digitized by Google

Auftrag ihn augenblicklich zu verhaften. Karl P. erschrak zwar bei dieser Mittheilung, jedoch nur in geringem Grade; er dachte, wie er bei seinem späteren Verhöre aussagte, es handle sich einfach um eine Klage wegen Schmuggelei, da er in neuerer Zeit mit mehreren Kontrabandisten aus Ungarn wie aus dem Auslande in Geschäftsverbindung getreten war. Deshalb folgte er dem Gerichtsbeamten auch ganz ruhig über die Treppe.

Am Hausthor hielt ein Lohnwagen.

Der Wechselfälscher und der erste Gerichtsbeamte stiegen in den Wagen, der zweite Gerichtsbeamte setzte sich neben den Kutscher auf den Bock.

Die Fahrt ging nach der Spenglergasse.

Karl P. glaubte noch immer nicht das Schlimmste fürchten zu müssen. Als man ihm aber nach der Ankunft im Polizeigebäude in der Spenglergasse seine Brieftasche abverlangte, und seine Kleider zu durchsuchen begann, wechselte er ein paarmal sichtbar die Farbe, und suchte sich auch einiger Blätter Papier in seiner Schreibtafel zu entledigen, ein Versuch, der jedoch durch die Wachsamkeit seines Geleites vereitelt wurde.

Der Fund lohnte sich auch der Mühe.

Wie Reisende in Tuch oder Schneidermeister eine Musterkarte von Tuch oder anderen Wollstoffen mit sich zu führen pflegen, so trug Karl P. eine förmliche Musterkarte der Unterschriften der meisten bedeutenden Bankiers und Kaufleute von Wien bei sich. Karl P., der von Jugend auf tüchtig zu Feder war, hatte sich durch langjährige Uebung eine solche Fertigkeit im Nachahmen der oben erwähnten Unterschrif-

Digitized by Google

ten erworben, daß die betreffenden Bankiers und Kaufleute einstimmig erklärten, die Fälschung sei so gelungen, daß sie selbst nicht zu entscheiden wüßten, was Original oder Kopie sein möge.

Karl P. war ein Kalligraph.

Die Censoren der Bank wurden durch obige Erklärung aller weiteren Verantwortlichkeit enthoben; auch traf man bei diesem Institute sogleich solche Maßregeln, welche eine Wiederholung dieses unerhörten Betruges zu einer reinen Unmöglichkeit gestalteten.

Das Verhör begann.

Die erstern gewöhnlichen Fragen um Namen, Geburtsort, Alter, Religion und Stand wurden von Karl P. mit fester Stimme beantwortet. Als man ihm aber nach wenigen Nebenfragen plötzlich den falschen Wechsel, auf 35,000 fl. lautend, vor die Augen hielt, stieß er einen leisen Schrei aus, und sank dann in eine tiefe Ohnmacht. Man mußte ihn geraume Zeit mit Wasser laben, ehe er sich so weit erholte, daß das Verhör fortgesetzt werden konnte.

Auch wurde er noch zweimal ohnmächtig.

»Ich will Alles bekennen,« stöhnte er dann schmerzlich, »schreiben Sie mein reumüthiges Bekenntniß rasch nieder.«

Nach diesem Stoßseufzer, der in Wahrheit aus dem tiefsten Herzen kam, legte P. ein umfassendes Geständniß seiner schweren Schuld nieder, im Vorhinein entschieden in Abrede stellend, daß ihm irgend ein Mitwisser seines strafwürdigen Treibens hilfreich zur Seite gestanden sei. Viele Bogen Schreibpapier mußten demungeach-

Digitized by Google

tet verschrieben werden. Es ging auch bereits gegen die Mitternachtsstunde, als die Richter das Verhör zu schließen gedachten.

»Nein, ich habe noch etwas anzugeben,« bat Karl P. demüthig, »ich muß mein Gewissen vollkommen rein wissen.«

Man willfahrte seinem Begehren.

Der arme Sünder gestand nun, daß er vor einiger Zeit auch einen israelitischen Sensalen um 25,000 fl. geprellt habe, und zwar als er noch als Kassier im Dienste des frühergenannten Großhandlungshauses stand.

Auch hier verschwieg er nicht die geringsten Nebenumstände, und bat gleichzeitig, das Gericht möge die Gnade haben, die Kommittenten des armen Juden in Ungarn wie in der Residenz baldmöglichst von seiner Aussage in Kenntniß zu setzen, auf daß an dem unverschuldeter Weise verdächtigen Ehrenmann gut gemacht werden könne, was noch gut zu machen sei. Der Sensal saß nämlich im Schuldengefängniß, da seine Kommittenten der Ansicht lebten, der Jude habe selbst jene Summe von 25,000 fl. unterschlagen.

Merkwürdig war der Schluß des Geständnisses.

»Ich danke Ihnen,« sprach Karl P. zu dem Richter, »mit tiefgerührtem Herzen, daß Sie mir noch eine halbe Stunde zu meinem letzten reumüthigen Bekenntnisse geschenkt haben. Eine harte, vieljährige Strafe erwartet mich, ich weiß es und verdiene es auch nicht besser, aber demungeachtet werde ich heute auf meiner rauhen Schlafstätte schlummern tief, friedlich und sorgenlos wie ein unschuldiges Kind. Glauben Sie mir, meine Herren, die

Digitized by Google

Nacht iſt für den Verbrecher das Fegefeuer auf Erden. Sein Schlaf iſt ein Stück Hölle, welche Spukgeſtalten bevölkern, ſchauerlicher anzuſchauen, grauſamer als die Furien der Mythe, jeder Traum iſt das Abbild einer Folterkammer, wie es die ungezügelteſte Fantaſie nicht zu erſinnen vermag. Ein Jahr iſt es, daß ich wie Eſpenlaub zitterte, ſo oft ſich die Sonne zum Untergange neigte; ein Jahr verſtrich, ſeit ich nicht mehr wußte, daß der Schlaf des Gerechten eine Gnade und ein Segen der Gottheit genannt zu werden verdiene. Heute aber will und werde ich ſchlummern tief, friedlich und ſorgenlos wie ein unſchuldiges Kind. Ich danke Ihnen, Herr Richter, ich danke aus gerührtem Herzen!«

Thränen erſtickten ſeine Stimme.

Alle Anweſenden waren tief erſchüttert.

Karl P. wurde abgeführt.

Sein Prozeß ging bald zu Ende. Das Urtheil lautete auf fünf Jahre Zuchthausſtrafe.

Digitized by Google

20. Die Konzertſaiſon.

Der Winter iſt eine traurige Jahreszeit für Wien, denn mit ihm kommen die Feſttage der Geigen, Klaviere, Flöten, Hörner und Dudelſäcke.

Die Konzertſaiſon beginnt.

Die Muſiknoth tritt in den Superlativ.

Das Klavierfieber wird epidemiſch. Gleichzeitig erſcheinen die gelehrten Kunſtkritiker mit ihrem gedruckten muſikaliſchen Zopfthum. Der Verfaſſer dieſer Federzeichnungen zählt glücklicher Weiſe keineswegs zu dieſer Gilde Stockmuſikanten; er iſt vielmehr ein Blutsverwandter jenes Witzboldes, der weiland meinte: man kann den Generalbaß im Schlaf herſagen können, und Noten mit Siebenmeilenlöffeln gegeſſen haben, und doch von dem Geiſte einer Tondichtung, von der Seele einer muſikaliſchen Leiſtung gerade ſo viel verſtehen als ein Ziegelbrenner von dem Eindrucke der Peterskirche in Rom, als ein Farbenhändler von dem Kunſtwerthe eines Bildes von Raphael oder Leonardo da Vinci.

Geiſt und Seele?

Ja, ſo lauten die Namen!

Es ſind dies eigentlich nur bildliche Umſchreibungen, gewöhnlich wird darunter auch blos Poeſie verſtan-

Digitized by Google

den. Von Poeſie wiſſen aber die meiſten gelehrten Kunſtkritiker, die Mehrzahl der fahrenden Virtuoſen gerade ſo viel wie ein Lappländer von der Blumenpracht an den Ufern des Indus.

Letztere ſind noch ſchlimmer daran.

Virtuoſen vertreten nämlich blos muſikaliſche Ephemeren, Eintagsfliegen der Tonkunſt, die man nur deshalb bewundert, weil ſie gerade en vogue ſind, weil ſie eben zum Brennpunkt des Salongeſpräches geworden. Was aber von der Mode lebt, ſtirbt mit der Mode. Eine Welle verdrängt die Nachbarwoge im Strome nicht ſchneller, als eine neue Erſcheinung im Gebiete der ausübenden Tonkunſt ihre gefeierte Vorgängerin.

Die Franzoſen haben die Mode, dieſe zweite Glücksgöttin, erfunden; ſie ſteht wie die griechiſche Fortuna auf einer flüchtigen, ewig und immer fortrollenden Kugel. Wehe daher ihrem Paladine, wenn er nicht Schritt mit ihr zu halten vermag! Stillſtand und Tod ſind da gleichbedeutend. Die Mode zählt viele Lieblingskinder, aber keines hat ſie ſo verzärtelt als die letzten irrenden Ritter die fahrenden Virtuoſen. Was von der Mode lebt, nochmals ſei es geſagt, ſtirbt mit der Mode.. Ach, dieſe traurige Wahrheit haben ſo viele Virtuoſen der Neuzeit erlebt! Heute noch unbekannt, morgen wie ein Triumphator auf dem Schild getragen, übermorgen vergeſſen, klanglos zum Orkus ſchleichend! Nur Wenigen gelang es, nicht ſchon vor ihrem Tode zu ſterben, nein, ihr Banner noch lebend luſtig in die Nachwelt flattern zu ſehen.

Trübſelig iſt es ferner, daß die gegenwärtigen Virtuoſen ihren Vorgängern nicht das Waſſer zu reichen ver-

Digitized by Google

mögen. Es ſind durchwegs Epigonen ohne Kraft und Saft, keine Erben des Ruhmes in jener berühmten oder berüchtigten muſikaliſchen Glanzzeit. Früher konnte man zwar Manches rügen, aber es gab überall auch viel Schönes zu loben. In unſeren Tagen weiß man kaum, wo man anfangen, wo man enden ſoll mit gerechtem zornigen Tadel.

Das Talent droht auszuſterben.

Prüfen wir die Kunſtgrößen der Vergangenheit!

Beginnen wir mit den Sängerinnen!

Die Catalani beſaß immenſen Metallklang der Stimme, war er auch, wie ein gediegener Kritiker bemerkte, mit minder edlen Metallen, mit Manier verwachſen; der Milder fehlte die Anmuth, aber ihr Organ klang donnernd, ſie war herrlich, gleich tief als erhaben. Die Sonntag entbehrte der höheren Weihe, aber ihr Geſang war ein Kolibri, bunt, reizend; die Fodor glich einer Spieluhr, einem Flötenwerk mit allen deſſen Vorzügen und Gebrechen; die Schröder-Devrient beſaß Begeiſterung und Gemüthstiefe, obgleich es ihr oft an innerer Ruhe mangelte; bei der Malibran endlich war der Geſang zum Wort, das Wort zum Gefühl, und das Gefühl zur klaren Poeſie geworden. Die Malibran war ein Dichter, der ſang, ſtatt zu ſchreiben.

Auch Jenny Lind galt als Kunſtgröße.

Man rühmte ihre »Innerlichkeit«.

Sie iſt auch blos inwendig unſterblich geworden.

Was bietet uns der Konzertſalon der Gegenwart an ähnlichen Erſcheinungen? Gibt es gegenwärtig in Wien, ja in Europa auch nur eine Sängerin, die neben

Digitized by Google

den obengenannten Klanggrößen genannt zu werden verdiente? Unsere heimischen Talente, die Notabilitäten der Jetztzeit, gleichen jenen früheren Sangkräften gerade so, wie die Sandhügel der Lüneburger Haide ähnlich sind dem Montblanc, dem Chimborasso oder Dhavalagiri.

Nicht viel besser steht es mit den Violinspielern.

Wo weilt der Genuese Nikolo Paganini, der Mann, der nach dem Tode der Malibran sagen durfte, nun singe Niemand mehr als die Nachtigall und seine Geige?! Er schläft nun seit Jahren auf dem Gottesacker zu Nizza, auf Lorbern gebettet. Die Tongeister seiner Zaubergeige zerstreuten sich nach allen Strichen der Windrose. Nur wenige dieser körperlosen Nachtigallen wurden auf ihrer Flucht eingefangen, und die beiden Vogelsteller, welchen dieses gelang, heißen Heinrich Ernst und Therese Milanollo. Leider ist auch die Frühlingszeit, ja der Sommer des letztgenannten Paares vorüber; namentlich klagen wir um Ernst, da er zu den Vertretern der heimischen Tonkunst zählt, da er zwar in Brünn geboren, aber in Wien erzogen, gebildet wurde. Paganini stellte unserm Ernst schon während seines Aufenthaltes in Wien ein glänzendes Horoskop für die Zukunft, ja er hat ihm sogar ein musikalisches Räthsel als Andenken überlassen.

Diese Zeit ist um!

Was uns jetzt auf der Violine geboten wird, mahnt ja, darf man Kleines mit Großem vergleichen, an eine Iliade nach Homer. Man findet hier wie fast überall durchwegs nur Violinisten vom geringsten Range, von denen dreizehn auf ein Dutzend gehen. Es sind Talente im Taschenformat, Künstler in Sedezausgabe, einem

Digitized by Google

Folianten gegenüber. Deshalb weiß man auch in Wien nie genau, wann die diesjährige Konzertsaison eigentlich begonnen; denn Krethi und Plethi bilden noch lange kein fahrendes Virtuosenthum, so wenig Anspruch dies Letztere auf Unsterblichkeit zu erheben vermag.

Das Klavier allein ist noch prunkhaft vertreten.

Franz Liszt, ein Ungar, also unser Landsmann, welcher das Pianoforte zu einer musikalischen Großmacht erhoben, die Pleyel, die am Flügel zum Manne wurde, die Wiek-Schumann, welche Beethoven eigenhändig zur Oberpriesterin im Tempel seines Kultus gesalbt zu haben scheint, Wilmers, der musikalische Döbler, reich an Sträußchen der Melodie, Thalberg, der lebendige Stammbaum am Klavier, Stefan Heller, der Dichter auf Tasten, alle diese Träger gefeierter Namen erscheinen zwar nimmer im Wiener Konzertsalon, aber das Klavier hat doch einen seiner besten Ablegaten behalten, das Pianoforte übertönt noch immer alle übrigen Instrumente, denn der gewaltige Böhme Dreischock gibt noch häufig Konzerte. Dreischock wird nun freilich seinen Namen nie in das Gedenkbuch unvergeßlicher Tondichter zu schreiben wissen, aber er ist doch ewig und immer der Wundermann der Technik. Diese Technik läßt sich kaum versinnlichen, und es ist nicht übertrieben, wenn man den alten Witz wiederholt, der Künstler Dreischock besitze drei Schock Finger, oder er habe keine linke Hand, nein, seine beiden Hände seien rechte. Er ist ein musikalischer Jongleur, man kann sich kaum einen Begriff von der Schwere der Kugeln machen, mit denen Dreischock wie mit Seifenblasen spielt. Dieser Virtuos versteht es

Digitized by Google

ferner gediegene Tonwerke wie die Meisterstücke von Beethoven und Mendelssohn-Bartholdy mit ergreifender Vollendung vorzuführen.

Damit sind wir aber auch mit seinem Lobe fertig. Es fehlt dem Mann an echter Poesie; sie ist ihm nicht angeboren, er hat sich dieselbe blos angeeignet. Dreischock ist eben ein Virtuos, kein Tondichter. Die Nachwelt hat keine Stelle für den von der Jetztzeit bewunderten Künstler.

Was sich sonst an Pianisten in der Wiener Konzertsaison hören läßt, steht weit unter dem Niveau der Mittelmäßigkeit. Wien besitzt, wie schon einmal gesagt, überhaupt zu wenig Tonkünstler, dagegen eine Unzahl Musikanten. In der Zunftsprache nennt man Gesellen, welche kein Meisterstück geliefert, noch den Meisterbrief gelöst haben, und doch ihr Gewerbe auf eigene Rechnung betreiben, schlechtweg

Stöhrer.

Die meisten Wiener Musikanten sind nichts weiter, als musikalische Stöhrer. Ohne den Dehnlaut in der ersten Sylbe wäre das Wort vielleicht noch bezeichnender

Musikstöhrer?!

Ja, so lautet ihr wahrer Name!

Digitized by Google

21. Die Hexenküche in der Jägerzeile.

Es war im Winter des Jahres 1844, daß eine Gesellschaft von Dichtern, Komponisten und Schauspielern den fünfzigsten Geburtstag des geistreichen Humoristen M. G. Saphir in Wien durch ein glänzendes Gelage zu feiern beschloß. Dies Gelage fand im Kasino auf dem Mehlmarkte statt. Es wurde dabei sehr viel Champagner und Rheinwein, aber noch mehr Geist, Witz und Laune konsumirt.

Mehrere, mitunter treffliche Gelegenheitsgedichte, ein herrlicher Schwank von Adami, dem Aelteren, wobei sämmtliche Gäste ihr Urtheil über den Gefeierten Stück für Stück abgaben, endlich eine ganz vorzügliche Vorlesung des Humoristen selbst trugen nicht wenig bei, die allgemeine Heiterkeit zum lauten Jubel zu steigern. Viel Beifall fand auch ein Geschenk von dem Verfasser des »Mailüftchens«, Baron Klesheim. Es bestand in einer sehr gelungenen Cartonnagearbeit, eine Nachtigall in der Nähe einer Hecke von »wilden Rosen« darstellend.

Trotz dem allgemeinen Frohsinn schienen drei Mitglieder der Gesellschaft wie auf Nadeln zu sitzen. Zwei davon zählten zum Soldatenstande. Der Eine, ein bekannter Novellist, diente in einem Infanterieregimente,

Digitized by Google

das in jener Zeit in Wien in Garniſon lag; der Andere, ein nicht ungeachteter Lyriker, der mit Offizierscharakter aus dem aktiven Dienſte getreten war, galt als Hauptmitarbeiter von Saphir's Journal, »der Humoriſt« geheißen. Der Dritte endlich, ein bleicher junger Menſch, war ein Aſpirant des Burgtheaters, wie damals halbreife Leute genannt wurden, welche auf der ebengenannten Hofbühne auf die Probe ſpielten.

Das Kleeblatt erhob ſich auch gegen Mitternacht leiſe von ſeinen Stühlen, um ſich auf gut holländiſch aus dem Saal zu entfernen. Der Rückzug ward in der That ohne ſonderliches Hemmniß glücklich bewerkſtelligt.

Ein Fiaker hielt auf dem Mehlmarkte.

Die Freunde ſtiegen in den Wagen.

»Nach der Hexenküche in der Jägerzeile!«

So rief der Novelliſt.

Die Fahrt ging über die Ferdinandsbrücke. Dann bog man rechts ein und fuhr faſt an das Ende der Jägerzeile. Dann ging es abermals rechts in eine ſchmale Seitengaſſe, die gegen den Donaukanal mündete, und jetzt kaum mehr dem Namen nach beſteht, da die damaligen elenden ebenerdigen Häuſer ſpäter prachtvollen Neubauten weichen mußten. Bald darauf hielt der Wagen vor einem verfallenen, auch ziemlich düſteren und unheimlichen Hauſe.

Dort wohnte eine berüchtigte Wahrſagerin.

Sie ſchien eine entfernte Anverwandte der hiſtoriſch berühmten Mademoiſelle Lenormand in Paris zu ſein, und war übrigens eine betagte hagere Frau von auffallender Zigeunerfarbe, mit weißen, ſtruppigen Haaren und

Digitized by Google

geisterhaft funkelnden Augen. Die Alte hieß Frau Josnö, was auf Ungarisch so viel als Wahrsagerin bedeutet, denn ihr Vaterland war Kleinkumanien. Der Wiener Volkswitz nannte sie jedoch wegen ihrer abschreckenden Häßlichkeit einfach:

Die Großmutter des Teufels.

Die Hexe bewohnte zwei Stuben in dem erwähnten Hause. Das erste Gemach wies keine besonderen Merkmale einer Zauberhöhle; es wäre denn, daß man ein paar kohlschwarze Kater und einen häßlich schnarrenden zahmen Raben dazu rechnen wollte. Hier pflegte die weise Frau ihre gewöhnlichen Kunden abzufertigen, Karten aufzuschlagen, aus der Hand zu weissagen, das Horoskop zu stellen oder sympathische Heilmittel zu verkaufen.

Wunderlicher gab sich die zweite Stube.

Sonderbares ausgestopftes Geflügel hing an dem Plafond, künstlich gefüllte Schlangen wanden sich an den Wänden empor, seltsame Vasen, Tiegel und Phiolen standen in schmalen Schränken wie in einem Laboratorium umher, und was noch etwa von dem Mauerwerke sichtbar gewesen wäre, bedeckten schwarze, hie und da mit Spinnengewebe überzogene Trauerflöre. Kröten, Eidechsen und anderes ekelhaftes Gewürme krochen auf dem gleichfalls mit schwarzem Tuche belegten Fußboden hin und wieder.

In der Mitte der Stube stand ein kleiner Herd, der zugleich als Altar dienen mußte, wie ihn die heidnischen Ungarn der Vorzeit ihrem Gotte, Isten genannt, im Freien zu errichten pflegten. Dieser Herd wurde,

Digitized by Google

falls kein Feuer auf demselben brannte, von einer Art ewigen Lampe mit Spiritusflamme beleuchtet. Ein rußgeschwärzter Rauchfang oder Schornstein steigerte die unheimliche Färbung des Gemaches, das da hieß im Munde des Volkes:

Die Hexenküche in der Jägerzeile.

Hier übte die alte Sibylle vor reicheren Gästen ihr mystisches Gewerbe in weit größerem Maßstabe aus, zitirte Verstorbene und beschwor Geister herauf. Kunden, die hier meist in der Dämmerung, zuweilen auch spät in der Nacht einsprachen, wurden jedoch selten bei dem ersten Besuche abgefertigt, sondern gewöhnlich auf die nächsten Tage bestellt, und zwar mit der nachdrücklichen Verwarnung, im Verlaufe der dazwischenliegenden Zeit mäßig zu sein, denn nur dem Nüchternen und Gläubigen lüfte sich der Schleier der Geisterwelt. Böswillige Ungläubige behaupteten freilich, diese Vertagung der sibyllinischen Aussprüche finde nur deshalb statt, um mitterweile genaue Nachrichten über die Verhältnisse der betreffenden Kunden einzuziehen.

Wie dem sei, die Popularität der klugen Frau in den unteren Volksschichten stieg mit jedem Tag, ihr geheimnißvoller Ruf in den Salons wuchs mit jedem Abend. Auch das Kleeblatt, welches so eben das Kasino auf dem Mehlmarkte verlassen, sprach nicht zum ersten Male in der Hexenküche ein.

Der Lyriker und seine Gefährten waren schon vor drei Tagen bei der Wahrsagerin gewesen und für die heutige Nacht bestellt worden. Es blieb also nichts übrig,

Digitized by Google

als dem Geheiße der Geisterwelt zu Ehren den Freuden des Bankettsaales zu entsagen. Daß es die geladenen Gäste jedoch mit der Weisung, nüchtern zu verbleiben, eben nicht sonderlich streng hielten, haben wir bei dem bereits erwähnten Gelage gesehen, eine Wahrnehmung, welche durch die geschminkten Rosen, so der Champagnerwein auf die Wangen gezaubert, keineswegs Lügen gestraft wurde. Die Wahrsagerin schien dies jedoch nicht zu bemerken; sie schritt ihren Kunden mit einer tiefen Verbeugung bis an die Thür des ersten Gemaches entgegen.

»Die Geister harren!« sprach sie mit kreischender Stimme.

In diesem Augenblicke ließ sich in dem zweiten Gemache ein seltsames Geläute vernehmen. Es glich dem Klange einer Sterbeglocke, die jedoch aus weiter Ferne herüberzutönen schien, da man nur zeitweise, gleichsam in Pausen, die Schwingungen derselben zu erkennen vermochte.

»Was soll dies Geläute?« frug der Novellist.

»Es ist die Klingel an dem Vorhang der Geisterwelt,« versetzte die Alte, »bald fliegt er empor, das Schauerstück will beginnen!«

»Wir haben nichts damit zu schaffen,« meinte der Lyriker muthwillig, »Gräber bedeuten die Vergangenheit, wir aber dürsten nach Kunde aus den Tagen der fernen Zukunft.«

»Die Ewigkeit,« erwiederte die Kumanierin, »kennt weder Zeit noch Raum.«

Digitized by Google

»Poetiſch geſprochen,« rief der Novelliſt; »alſo raſch vorwärts über die Schwelle der Zeit!«

Man trat in die Hexenküche.

Gleichzeitig begann eine verborgene Drehorgel, zweifelsohne in einem der Wandſchränke angebracht, die bekannte Tonweiſe oder Begleitung zu dem alten Liede zu ſpielen, das da beginnt:

Das Grab iſt tief und ſtille,
Und ſchauderhaft ſein Rand;
Es deckt mit ſchwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land.

Die Großmutter des Teufels war ganz ſchwarz gekleidet, das Gewand mit kabbaliſtiſchen Zeichen geſchmückt. Auch ſchwang die Alte einen Miſpelzweig als Zauberſtab. Die Beleuchtung des Gemaches beſtand aus einer großen Kapſel aus Meſſing, darin Spiritus brannte. Seine blaue Flamme erhellte die ſchwarzdekorirte Stube, dies Seitenſtück zu einer Todtenkammer, nur nothdürftig, und verlieh dem Antlitze der angeblichen Hexe wie der drei Gäſte eine leichenhafte Färbung. Im Schwanken des raſtlos zitternden Lichtes ſchienen ſich die Schlangen wie lebendig an den Wänden emporzuwinden, man glaubte das Geflügel an der Decke ſeine gewaltigen Schwingen regen zu ſehen, häßlich ſchnarrte der Rabe, und als zeitweiſes Echo fielen mauend die beiden Kater ein.

Es war ein echter Höllenbreughel.

Kinder würden vor Angſt laut aufgeſchrien haben.

Dem etwas abergläubiſchen Aſpiranten wurde unheimlich zu Muthe.

Digitized by Google

Auf dem Herde lag ein uraltes Pergament, mit fremdartigen Lettern beſchrieben, das die Zauberin in längeren oder kürzeren Pauſen in die Hände nahm, mit leiſe murmelnder Stimme kabbaliſtiſche Sprüche ableſend.

Dem Aſpiranten ſtand der Schweiß auf der Stirne.

»Was wünſchen meine Gäſte?« frug die Alte.

»Wir wünſchen,« ſprach der Novelliſt, »ſämmtlich das merkwürdigſte Ereigniß zu kennen, das uns im Laufe der nächſten zehn, zwölf Jahre bevorſteht.«

»Es ſind alſo drei Weisſagungen zu ertheilen?«

»So iſt es.«

»Dann wollen ſich zwei der Herren in die vordere Stube begeben.«

Geſagt, gethan!

Der Novelliſt und der Lyriker entfernten ſich mit boshafter Eile aus der Stube. Der Aſpirant blieb allein bei der Alten in der Hexenküche zurück. Der Aermſte zitterte ſichtbar. Sein Antlitz, ſonſt ewig bleich, marmorweiß, bedeckte gegenwärtig eine faſt purpurne Röthe. War es Nachwirkung des Gelages im Kaſino auf dem Mehlmarkte? War es Ahnung oder Angſt? Derlei Fragen ſind leichter zu ſtellen, als zu beantworten.

So viel ſteht feſt, dem Aſpiranten war ſchlimm zu Muthe.

Die Hexe griff nach einer alten Räucherpfanne, die hinter dem Altar verborgen geweſen ſein mochte, und ſtreute eine Handvoll Wurzelwerk in das kupferne Becken. Ein dicker, betäubender Dunſt oder Nebel erfüllte das Gemach.

Wie kam das?

Digitized by Google

Das ist leicht zu erklären.

War es doch keineswegs arabischer Weihrauch, nein schwarzes Bilsenkraut, was in den Kohlen knisterte und dampfte, jene giftige Wurzel, deren bloße Ausdünstung krampfhafte Zufälle herbeiführt, nach deren Genuß die betrunkenen Vetteln des Mittelalters, die sogenannten Hexen, die abenteuerlichsten Träume überkamen.

»Gibt es für Sie,« frug die Alte, »eine Lieblingsstelle auf Erden?«

»Allerdings,« antwortete etwas ruhiger der Aspirant.

Der Aermste meinte, wie er später gestand, ein kleines Häuschen auf der Wieden, das er in jener Zeit oft und gern zu besuchen pflegte, darin er die schönste Rose gefunden, die ihm auf seinem Lebenspfade erblühen sollte.

»Heften Sie Ihre Gedanken fest auf diese Lieblingsstelle?«

»Mit ganzer Seele!«

Die Zauberin warf nunmehr neues Wurzelwerk auf das Kohlenbecken, zog mit Hilfe eines schwarzen und weißen, mit Todtenköpfen geschmückten Bandes einen Kreis um den jungen Mann, hieß ihn diese Grenze ja nicht überschreiten, murmelte dann eine Beschwörungsformel in einer morgenländisch klingenden unbekannten Sprache, und brach dann wie vom Schlag gerührt in sich zusammen. Häßlich schnarrte der Rabe, ängstlich miauten die Kater. Plötzlich fuhr die Alte triumphirend empor. Dumpfer Donner rollte durch das Gemach, der dichte Dampf wurde zum dünnen Nebel, dieser gewann

Digitized by Google

Gestalt wie in den englischen Dissolving views, und ein stattliches Gebäude wurde sichtbar.

»Das Wiener allgemeine Krankenhaus!« murmelte der Aspirant wie vom Blitze getroffen.

»Du weißt,« sprach die Hexe, »was du wissen wolltest! Mein Werk ist gethan. Ziehe in Frieden deiner Wege!«

Der Aspirant wankte mehr todt als lebendig nach der vorderen Stube. Seine Erzählung schien seine Freunde jedoch eher zu belustigen als zu erschrecken. Wenigstens nahm der Lyriker mit einem überaus spöttischen Lächeln die Stelle seines Vorgängers ein. Die Wahrsagerin schien auch zu errathen, daß sie es hier mit einem gewaltigen Skeptiker zu thun habe.

»Haben Sie eine Lieblingsfrage,« forschte sie, »an die Zukunft zu stellen?«

»Mehre.«

»Wählen Sie die schönste derselben.«

»Ist bereits geschehen,« sprach der Lyriker.

Damit warf er einen forschenden Blick auf seine Umgebung. Es hatte sich Manches geändert. Die Luft war reiner geworden. Das Athmen fiel nicht länger beschwerlich. Die Dekorirung der Hexenküche schien unverändert geblieben zu sein, doch kontrastirte der gegenwärtig mit Kunstblumen und zwar mit Rosen, Lilien und Efeu, kurz mit den Farben Ungarns geschmückte Herd oder Altar seltsam gegen die übrige unheimliche Umgebung. Auch war der Kreis, darein der Lyriker treten mußte, von einem weiß-roth-grünen Band gebildet worden; zudem streute die andere Lenormand diesmal echten arabischen Weih-

Digitized by Google

rauch auf das Kohlenbecken. Sonst blieb es bei der alten Beschwörungsformel, bei der früheren Nebelbildung.

»Was sehen Sie?«

Also lautete die Frage der Pythia.

»Einen Salon, dessen Fenster nach einem mächtigen Strome gehen. Es könnte die Donau sein, doch ist der Fluß weit breiter als der Kanal, welcher die Leopoldstadt von der inneren Stadt scheidet.«

»Verweilt Jemand im Salon?«

»Ja, eine schöne Frau, die in einem Buche liest.«

»Dann ist auch Ihr Wunsch erfüllt worden. Gehen Sie!«

»Sonderbar,« sprach der Lyriker, als er an der Seite seiner Freunde stand, »sonderbar, daß ich in der That daran dachte, ob ich mich je verheiraten würde, und wie wohl das weibliche Wesen aussehen möge, das mir von dem Schicksal zur Braut auserkoren worden!«

»Ein Mystiker mehr!« meinte ironisch der Novellist.

Damit eilte er festen Schrittes in die geheimnißvolle Stube. Wie seltsam! Der alte, fast den Athem hemmende Dunst wogte durch das Gemach, auch war der Blumenschmuck am Herd oder Altar verschwunden. Häßlich schnarrte der Rabe, ängstlich miauten die Kater. Selbst die Hexe bebte wie vom Fieberfrost geschüttelt.

»Sie sind Militär,« begann sie, »denken Sie an eines ihrer Lieblingsbilder aus der Kriegsgeschichte!«

Der Novellist wechselte sichtbar die Farbe.

»Ich denke daran,« sprach er dann, sich mühsam fassend.

Digitized by Google

Die Hexe ergriff den Mispelzweig.

Die alte Ceremonie mit dem Zauberband, das aber diesmal hochroth war, und von Blutstropfen beſpritzt ſchien, erneuerte ſich abermals, nur mit weit längerem, auch erſchütternden Verlaufe. Die Alte wurde, ſo viel der Novelliſt im Halbdunkel wahrnehmen konnte, von konvulſiviſchen Zuckungen ergriffen, und ſank dann, Geifer und Schaum an den Lippen, vor dem Herd wie leblos zu Boden.

»Die Unterirdiſchen ſind ſehr ſtark!«

So kreiſchte ſie, als ſie ſich nach ein paar Minuten mühſam erhob und neues Wurzelwerk in das Kohlenbecken ſchleuderte. Das grauenhafte Treiben begann aufs Neue. Es endete wie früher mit einer zweiten, doch weit längeren Ohnmacht der Sibylle. Der Novelliſt, halb ärgerlich, halb ergriffen, wollte eben aus dem Kreiſe treten, als die Hexe, wie von einer Mine emporgeworfen, auf ihre Füße ſprang, das alte Pergament mit den wunderlichen Lettern erhob, und mit drohender Stimme, das Haupt gegen den Boden geneigt, die linke Hand mit dem Miſpelzweig gebieteriſch abwärts ſenkend, zürnend vor ſich hinmurmelte:

»Söhne des Abgrundes, Ihr wißt doch, daß mir noch kein Geiſt der Tiefe zu widerſtehen vermochte!«

Zum dritten Male ergab ſich dieſelbe ſpukhafte Geſchichte. Diesmal aber ſchien die Lebende die Oberhand über den Tod und das Reich der Geiſter zu gewinnen. Die verborgene Spieluhr übernahm die Rolle des früheren Donners, doch ſpielte ſie leider einen Trauermarſch, der Dunſt ward zum dünnen Nebel, die Spiritusflamme

Digitized by Google

erloſch von ſelbſt, ein bläuliches Licht begann aus der Tiefe des Herdes zu dringen, und wie aus einer Verſenkung erhob ſich das Bild einer bekannten hiſtoriſchen Szene.

Dies Bild ſtellte die letzte Stunde eines Kriegers vor, der mit unverbundenen Augen vor ein paar Rotten bärtiger franzöſiſcher Schützen ſtand, und gänzlich unbekümmert um die blanken Gewehrläufe, die ſämmtlich nach ſeiner Bruſt gerichtet waren, Feuer zu kommandiren ſchien. Sonderbar war es, daß die Gegend kein franzöſiſches Colorit trug, ſondern lebhaft an den Stadtgraben in Wien erinnerte.

»Marſchall Ney!« rief der Novelliſt erblaſſend.

»Gott gebe«, wehklagte die Alte, »daß Sie falſch geſehen haben! Ihr Wunſch iſt übrigens erfüllt worden. Kehren Sie heim!«

Der Novelliſt ſchritt haſtig nach der Vorderſtube.

»Seltſam«, murmelte er vor ſich hin, »daß ich allerdings an das blutige Kapitel der franzöſiſchen Kriegsgeſchichte dachte, welches die Hinrichtung des Löwen aus Elſaß, des Marſchalls Ney enthält, der bekanntlich zum Tode verurtheilt wurde, weil er Ludwig dem Achtzehnten den Eid der Treue brach!«

Der Mann wurde immer bläſſer.

Im ernſten Sinnen ſchied das Kleeblatt aus dem unheimlichen Hauſe in der Jägerzeile. Aſpirant und Novelliſt ſchienen es zu bereuen, daß ſie den Gang nach der Hexenküche, zur Mademoiſelle Lenormand II. gewagt hatten.

»Und gingen die Profezeihungen in Erfüllung?«

Digitized by Google

So fragen zweifelsohne meine neugierigen Leserinnen.

Fast buchstäblich!

Adami der Jüngere, der Aspirant, starb nach wenigen Jahren, durch den Tod seiner Eltern gänzlich mittellos geworden, nach einer langwierigen schmerzhaften Krankheit im Wiener allgemeinen Krankenhause.

Der Novellist Wenzel Messenhauser wurde im Nachmärz, und zwar am 16. November 1848, mit unverbundenen Augen im Wiener Stadtgraben vor dem neuen Thor erschossen.

Und der Lyriker?

Der Lyriker, der niemand Anderer ist, als der Verfasser dieser Federzeichnungen, verheiratete sich schon vor Jahren mit dem Original jenes Nebelporträts im Salon, mit einer schönen Frau, welche damals in Pest im sogenannten Wurmhof und zwar in jenem Flügel dieses Gebäudes wohnte, dessen Fenster nach dem Donaustrom, nach der Ofener Festung, sehen.

Prinz Hamlet sagte:

»Es gibt Dinge unter der Sonne, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt!«

Digitized by Google

22. Die Krippenspiele in Wien

(nebst einer Erinnerung an ein Nikolaifest am 6. Dezember 1828).

Wenn der November zu Ende geht und die Festklänge allüberall verstummen, denn »Kathrein sperrt den Tanz ein«, dann beginnt ein ernsteres und doch nebenbei lustigeres Leben und Treiben in der großen Residenz am oberen Donaugestade. Die Adventzeit ist herbeigekommen, das Weihnachtsfest steht vor der Thür, und bald wird der Christabend dämmern mit seinen reichbehängten Tannenbäumen, an deren Zweigen hunderte von Lichterchen die Geburt des Helden vom See Tiberias feiern und verkünden.

Die Feier der eigentlichen Christnacht wurde schon in grauer Vorzeit sehr festlich begangen — Christmetten — wobei gewöhnlich dramatische Darstellungen der Geburt Christi nebst allen Nebenumständen, wie sie die Evangelisten erzählen, stattfanden. Daher stammen auch die spanischen Comedias divinas, die göttlichen oder heiligen Schauspiele, welche in Darstellungen aus der Lebensgeschichte der Heiligen, vidas de Santos, und in Stücke zur Verherrlichung der Sakramente, autos sacramentales, zerfielen. Auch in Deutschland waren derlei göttliche Komödien einst sehr beliebt. Hiezu gehörte auch

Digitized by Google

das sogenannte »Herodesgespiel«. In Tyrol wird noch jetzt das Passionsspiel in der Fastenzeit aufgeführt, wobei man eine eigene Schaubühne zu erbauen pflegt, irgend eine Anhöhe als Schädelstätte von Golgatha benützt, und rechts davon die heilige Stadt Jerusalem aufthürmt, die freilich meist das Ansehen eines Dorfes bietet, so sehr auch der Pinsel eines Malers der Holzfarbe der als Bausteine verwendeten Bretter zu Hilfe gekommen.

Ein anderer Ableger sind die sogenannten Krippenspiele.

Hierüber weiter unten ein Mehres!

Da aber bei den Metten so mancher Mißbrauch in die Scene ging, so wurden sie später aufgehoben. Die Dekorationen bei diesen Metten gaben wohl auch im Norden Veranlassung zu den Weihnachtsbäumen, indem man Nadelholzbäume als die einzigen um diese Zeit noch grünen Stämme abschnitt und zu Dekorationen verwendete.

Um sie reicher zu schmücken, wurden sie mit Rauschgold, Bändern und Wachskerzen verziert, um ihnen das Ansehen wirklicher Bäume zu geben, mit Aepfeln, mit vergoldeten Nüssen behangen. Man überließ sie so den Kindern, bald fügte die Liebe der Eltern mancherlei Naschwerk, kleine Angebinde hinzu, wodurch die Weihnachtsgeschenke entstanden. Die Weihnachten sind jetzt, namentlich in Wien, die Jubelzeit der Kinder, wobei sich auch Gatten, Verwandte und Freunde gegenseitig zu beschenken pflegen. E. T. A. Hoffmann hat einen solchen Christabend in seinem Märchen »Nußknacker und Mausekönig« in unübertrefflicher Weise geschildert. Derlei Feste

Digitized by Google

sind selbst bei den Bekennern des mosaischen Glaubens in Wien üblich.

Viele glauben an eine Verwandtschaft mit dem Jul, mit dem größten Fest der alten Skandinavier wie vermuthlich auch bei den Germanen. Dies Fest begann mit der Höggu nótt, der Hieb-, Schlacht- oder Opfernacht, fälschlich Habichtsnacht übersetzt, welche in die Zeit der Wintersonnenwende, auf den 21. oder 22. Dezember, fiel und drei Nächte währte. Am Julabend, Jóla-aptan, wurde dem Sonnengotte Freyr das große Herdopfer, Sonarblót, von dem König selbst dargebracht. Ein großer Eber, das heilige Thier des Freyr ward in den Thronsaal getragen, die Lehnsmänner legten die Hände auf die Rückenborsten, und leisteten von Neuem den Eid der Treue, thaten auch anderweitige Gelübde. — Andere Alterthümler finden in dem Weihnachtsfeste die altrömische Sitte der Saturnalien zur Römerzeit wieder, wo man sich auch gegenseitig zu beschreken pflegte.

Sonst war mit Weihnachten allerhand Aberglaube verknüpft. Man glaubte, daß die sogenannten Christäpfel, verwelkte Holzäpfel, nur in dieser Nacht zu finden seien, daß sich das Wasser in Wein verwandle, daß das in dieser Nacht geschöpfte Wasser lang aushalte und ein kosmetisches Mittel sei, daß die Rose von Jericho, in dieser Nacht in Wasser gesteckt, neu aufblühe, daß die Thiere am Christabend bis zum nächsten Morgen reden könnten, daß die im künftigen Jahre sterbenden Menschenkinder um Mitternacht gemeinschaftlich nach der Kirche zögen, was dem Dichter Raupach den Stoff zu seinem allbe-

Digitized by Google

kannten Trauerspiel »der Müller und sein Kind« geliefert haben dürfte.

Der Vorläufer der Weihnachten ist das Nikolaifest.

Dies Fest wird zu Ehren des heiligen Nikolaus, des einstigen Bischofes zu Myra, am 6. Dezember gefeiert. Der heilige Nikolaus, heißt es, zieht an diesem Tage Abends mit dem Knecht Ruprecht umher, droht den unfolgsamen Rangen mit der Ruthe, und gibt den gehorsamen Kindern Aepfel und Nüsse zu verkosten. Das Nikolaifest wurde im Mittelalter, besonders in Hamburg, mit Maskeraden und Gelagen gefeiert; diese Sitte ist auch noch hie und da, wie zum Beispiel in einigen Ortschaften von Thüringen, üblich.

In Wien heißt der heilige Nikolas schlechtweg Niklo, wobei die Betonung auf die letzte Sylbe fällt. Sein Erscheinen wird den Kindern durch Klingelgeläute wie durch das Rasseln von Ketten verkündet. Der Heilige trägt die Bischofsmütze und den Krummstab. Seine Begleiter sind der Engel mit dem goldenen Stab und der sogenannte Krampus mit dem Schürhaken.

Dieser Krampus — ein Wiener Ausdruck — ist nichts weiter als der leibige Gottseibeiuns in höchst eigener Person. In Buden, wie auf den Ständen der Damen der Halle, um nicht Höckerweiber zu sagen, wird ein Standbild, eine Statuette des Meisters Urian oder des Junkers Voland verkauft, eine Statuette, welche komisch genug aus Pflaumen gefertigt wird, und den Namen Zwetschkenkrampus zu führen pflegt. Dieser Zwetschkenkrampus schwingt die Ruthe, trägt auch Ketten, ist ne-

Digitized by Google

benbei mit Rauſchgold in ſtattlicher Weiſe herausgeputzt. Hätte E. T. A. Hoffmann dieſen originellen Kauz gekannt, traun, der Zwetſchkenkrampus würde in dem obenerwähnten Märchen zweifelsohne eine ſehr bedeutende Rolle geſpielt, eine tüchtige Märchenfigur abgegeben haben.

Sprechen wir jedoch von den Krippenſpielen.

Die Krippenſpiele ſind, wie bereits geſagt, vermuthlich ein Ableger der Pumpermetten. Schaubuden, darin derlei Spiele in die Szene gingen, waren einſt in Wien ſehr beſucht; ſie wurden mit dem Nikolaitag, alſo am 6. Dezember, eröffnet und erſt in der Charwoche kurz vor dem Oſterfeſte geſchloſſen. Es gab eine Menge ſolcher Buden, und zwar nicht blos innerhalb der Stadtthore, ſondern auch draußen in den Vorſtädten, wie zum Beiſpiele links auf der Mariahilfer Hauptſtraße und auf dem Neubau. Ganze Scharen von Kindern drängten ſich nach dieſen beliebten Schauſtätten.

Das vorzüglichſte Krippenſpiel in der innern Stadt befand ſich in der Rauhenſteingaſſe. Es wurden daſelbſt Nachmittags, namentlich an Sonntagen, an Feiertagen oft zwei bis drei Vorſtellungen hintereinander gegeben. Alt wie Jung, Arm wie Reich, kleine wie große Kinder eilten nach dieſer Schaubude, um ſich, wie es im Wiener Jargon heißt, an dem Anblick eines echten, ſaubern »Krippigſpieles« zu erfreuen. Eltern, Lehrer, Erzieher und Vormünder, Gouvernanten und Kindsfrauen, welche ſcheinbar ihrer Rangen, ihrer Zöglinge wegen kamen, unterhielten ſich meiſt insgeheim ebenſogut, ja oft noch beſſer als die fragſeligen, neugierigen Kinder.

Digitized by Google

Die Schauluſt wurde aber auch reichlich befriedigt. Man ſah Gott die Welt erſchaffen, die erſten Menſchen komplotirten mit der böſen Schlange am Apfelbaume, Kain erſchlug ſeinen frommen Bruder Abel; die Zeit der großen Waſſer kam, Noah beſtieg die hiſtoriſche Arche, und kelterte ſpäter unter dem erſten Regenbogen die erſten Trauben, fortan das Waſſer als ſchnödes Getränke verachtend,

Dieweil darin erſäufet ſind
All ſündhaft Vieh und Menſchenkind!

Abraham wollte ſeinen Sohn Iſak am Opferſtein tödten, Hagar floh mit Ismael in die Wüſte, kurz die ganze bibliſche Geſchichte, wie ſie im alten Teſtamente erzählt ſteht, kam zur Darſtellung, auch wurde dieſen dramatiſchen Bildern ein Beifall zu Theil, wie man ihn in einem wirklichen Schauſpielhauſe auch nicht wärmer zu äußern vermag.

Die Zuſchauer ſtanden und ſaßen dabei oft ſo dichtgedrängt, daß man keinen Holzapfel hätte zur Erde werfen können, und doch wagten die vorlauteſten Rangen kaum zu athmen. Vorzüglich gefielen der Jammer Jacobs bei dem Anblick des blutgetränkten Gewandes ſeines Sohnes Joſef wie die Liebesſcene mit dem üppigen Weibe des Potiphar. Auch der Zug der Israeliten durch die Wüſte bei dem Fallen des weißen Manna wurde lebhaft beklatſcht, zumal letztere Himmelsgabe durch das Surrogat des Schnees ſehr täuſchend nachgebildet worden. Noch ſtürmiſcher tobte der Beifall, als der handfeſte Petrus bei der Gefangennehmung des Heilands dem jüdiſchen oder römiſchen Hellebardierer ein Ohr abhieb.

Digitized by Google

Mit dem Kostüme nahm man es ja nicht so genau.

Die Spannung erreichte den Kulminationspunkt, wenn das Spiel bis zur Kreuzigung vorrückte. Den Hammerschlägen auf die Nägel des Kreuzes ging unheimlich rollender Donner vorher; die Zuschauer bebten unwillkürlich, als nach dem eingetretenen Tode des Herrn die Felsengräber auf Golgatha sich öffneten, und die Gestalten der Todten, in weiße Leichentücher gehüllt, in den Gassen Jerusalems herumwandelten, während die lebendigen Einwohner mit Wehegeschrei und Klageruf in die Häuser flüchteten. Es war eine schauerliche Szene! Fast unbeweglich, wie oben niedergeschrieben, oftmals den Athem an sich haltend, saß die Menge in feierlichem, andächtigem Schweigen vor der Stadt des heiligen Grabes.

Das ist nunmehr lang vorbei!

Die Krippenspiele in Wien haben viel von ihrer ehemaligen Beliebheit verloren. Die gegenwärtige junge Generation pflegt sich sehr altklug zu geberden, der spätere Nachwuchs kommt wohl gar mit Runzeln im Gesichte, mit grauen oder weißen Haaren auf die Welt. Die Franzosen haben einen vortrefflichen Ausdruck für abgestorbene Menschenkinder; sie würden sagen, die jetzige Jugend in Wien sei weder amusant noch amusable.

Doch wozu diese Jeremiade?

Es gibt übrigens noch einige Krippenspiele in der Residenz. In der inneren Stadt behauptet das Krippenspiel in der Weihburggasse den ersten Rang. Es befindet sich in dem Hause, welches die Nummer 924 führt. Wenn ich nicht irre, ist es aus dem größeren Puppenspiele in der Rauhensteingasse hervorgegangen, dessen Schilde-

Digitized by Google

rung wir soeben gelesen haben. Die schönste, größte Schaubude ist jedoch auf der Wieden, in dem Hause zu den fünf Lerchen zu suchen. Dies Haus liegt der Kettenbrücke gegenüber, welche nach der Lumprechtsgasse führt. Das Krippenspiel liegt also am linken Ufer des Wienflusses. Man könnte es fast mit einem Marionettentheater vergleichen, so großartig in seiner Art ist es zusammengestellt worden.

Auch der Besuch ist ziemlich lebhaft.

Krippenspiele waren, wie gesagt, in Wien einst sehr beliebt. Es gab solche Schaubuden auch bei einzelnen reicheren Familien, wo sohin der Zutritt unentgeltlich blieb, und die Vorstellung blos vor geladenen Gästen stattfand.

Das schönste Krippenspiel war in der Singerstraße zu schauen. In einem Hause dieser Straße wohnte nämlich ein adeliges, jetzt leider ausgestorbenes Geschlecht, dessen Salon als Stelldichein aller Notabilitäten der Poesie, Literatur und Kunst bezeichnet werden konnte. Der Sohn des Hauses, ein junger Mensch, mir eng befreundet, ward mit Recht als mechanisches Talent gepriesen. Das Krippenspiel, das er mit eigener Hand gefertigt, ließ nichts zu wünschen übrig. Da er zudem die lange Ferienzeit seiner Holzpuppen, vom Osterfest bis zum Nikolaitag, dazu benützte, um neue Theaterfiguren zu schnitzen oder zu drechseln, so wuchs die Zahl seiner Schauspielertruppe mit jedem Jahre, was natürlich auch eine Bereicherung des Repertoires nach sich ziehen mußte.

Das Repertoire enthielt nicht blos alttestamentarische Darstellungen oder Szenen aus der Heiligengeschichte.

Digitized by Google

nein, es wurden auch Anekdoten, Räuberhiſtorien, Soldatenſtücke und Spukgeſchichten darin aufgenommen. Der Verfaſſer dieſes Buches ſtand dem jungen Manne als Mitſouffleur hilfreich zu Seite, und vertrat an der rechten Kouliſſenreihe die ſogenannte »alte Stimme«, während der Eigenthümer links ſtand, und ſo oft es das Geſpräch auf der Bühne erheiſchte, als »junge Stimme« einzufallen pflegte. Ich war ſohin der Vertreter und Sprecher der Gottheit, der Erzväter und Patriarchen, während mein Freund die Rollen der Engel, der heiligen Jungfrau wie der ſonſtigen bibliſchen Heldinen zu memoriren und vorzutragen hatte.

Wir führten ſpäter ganze Puppenſpiele auf, wobei die ſtehende Maske der deutſchen Komödie, die luſtige Perſon, der Hannswurſt oder Kaſperle, natürlich nicht fehlen durfte. Man hätte dies Krippenſpiel eigentlich ein Marionettentheater heißen ſollen. Hatte ſich doch der Eigenthümer ſogar die witzigen kleinen Stücke, eigens für Marionettentheater geſchrieben, wie »Théâtre de la foire«, ſechs Bände, Amſterdam 1729 und Mahlmann's »Marionettentheater«, Leipzig 1806, zu verſchaffen gewußt.

An dieſer Bühne erlebte ich am 6. Dezember, alſo am Nikolaitag des Jahres 1828, eine Szene, die ich eben ſo wenig wie ihren weit ſpäteren Epilog Zeit meines Lebens vergeſſen werde. An jenem Abend befand ſich nämlich unter den Zuſchauern ein Mann, der meine volle Aufmerkſamkeit zu feſſeln wußte. Er war von Mittelgröße, mehr unterſetzt als lang, ſein Geſicht wies meiſt einen grämlichen Ausdruck, obgleich die Augen weniger

Digitized by Google

ärgerlich als träumerisch in die liebe weite Gotteswelt hinauszustarren schienen.

Dieser Mann war mir übrigens wohlbekannt.

Er hatte sich seit wenigen Jahren als Schauspieler zum auserwählten Liebling des Publikums hinaufgeschwungen. Man konnte sicher sein die Elite der Wiener Gesellschaft im Theater zu sehen, falls ein Stück zu seinen Gunsten gegeben wurde. Um so rührender war die Theilnahme zu schauen, mit welcher dieser bedeutende Mime den Verlauf unseres Krippenspieles, unserer Marionettenstücke verfolgte. Freude wie Verdruß spiegelte sich nach der jeweiligen Färbung der einzelnen Szenen in seinen Mienen, doch schien die heitere Laune vorherrschend zu bleiben. Plötzlich verlor der Mann jedoch alle Fassung. Seine Glieder zitterten, das Antlitz sah blaß wie eine Leiche.

Und dies kam so!

Wir brachten eben die bekannte alte Historie zur Darstellung, welche Adalbert Stifter später in seiner Novelle »Abdias« zu einer trefflichen Episode benützte. Ein Reiter kam im vollen Galopp auf die Bühne geritten, er schien auf der Flucht vor einem riesigen Hunde begriffen zu sein. Das gewaltige Thier ereilte jedoch das Roß, und sprang fast bis an den Sattelkramp empor. Da griff der Reitersmann nach einer Sattelpistole, zielte, drückte ab, und schoß den Köter nieder. Ich ließ tüchtig Kolophonium abblitzen, während mein Freund ein ausgespanntes Kalbfell bearbeitete, um das Fallen des Schusses nachzuahmen. Der Reiter eilte vorwärts, der Hund erhob sich langsam und hinkte schmerzhaft winselnd hinter die

Digitized by Google

Kouliſſen zurück. Das war die erſte Szene. — Bald aber ſprengte der Reiter aufs Neue auf die Bühne, er ſchien einen verlornen Gegenſtand zu ſuchen. Auch der Hund kam langſam, ſich mühſam fortſchleppend, verendend dahergekrochen, und ſiehe da, er hielt das Unterpfand ſeiner verkannten Treue, den verlornen Mantelſack ſeines allzuraſchen Herrn, zwiſchen den Zähnen.

Dieſe Hiſtorie ließ, was die Darſtellung anbelangt, nichts zu wünſchen übrig. Reiter, Roß und Hund waren prachtvoll nachgebildet, auch konnte der Mechanismus als ein kleines Meiſterſtück bezeichnet werden. Der Beifall war daher auch ſtürmiſch. Verſchiedene Urtheile wurden laut, doch einte ſich die Mehrzahl der Zuſchauer dahin, daß der Reiter zu vorſchnell gehandelt habe.

»Was fällt Ihnen bei, meine Herren und Damen,« rief da der Schauſpieler, noch immer weiß wie Kreide. »Der Reiter iſt nicht zu vorſchnell, er iſt nur zu feig geweſen. Zwei Schüſſe mußten fallen. Wäre ich in dieſe Klemme gerathen, ich hätte zuerſt den Hund erſchoſſen, und mir dann die Kugel der zweiten Sattelpiſtole durch den Kopf gejagt!«

»Weshalb?«

»Sind Sie bei Sinnen?«

So erſcholl es von mehren Seiten.

»Der Hund,« fuhr der Mime kleinlaut fort, »konnte auch toll geweſen ſein, und kein Unheil, das ein armes Menſchenkind ereilen kann, iſt ſo entſetzlich, ſo ſchaudervoll wie — die Waſſerſcheu!«

Alles verſtummte.

Kalter Schauer beſchlich die Geſellſchaft. Der bleiche

Digitized by Google

Mann zog sich zurück, ließ sich auch den ganzen Abend nicht wieder vor unserer kleinen Schaubühne sehen. Als man später zum Souper ging, hieß es, er sei plötzlichen Unwohlseins willen nach Hause geeilt. Alles schüttelte verwundert das Haupt.

Seltsames Spiel des Zufalles!

Als ich einige Jahre später das reizend gelegene Gutenstein besuchte, gewahrte ich mit Befremden, daß ein Stück Niederung auffallende Aehnlichkeit mit der Gegend besitze, wie wir sie als Hintergrund bei der Darstellung der Geschichte von dem Hunde des Abdias benützt hatten.

Der blasse Mann hielt auch Wort, obgleich der betreffende Bullenbeißer von einer fremden Hand getödtet wurde; er brachte sich in dem finstern Wahn, von einem tollen Hund gebissen worden zu sein, Anno 1836, also acht Jahre später, durch einen Pistolenschuß um das Leben. Du ahnst wohl bereits, geneigter Leser, wer jener Schauspieler gewesen? Er nannte sich — — Ferdinand Raimund.

Digitized by Google

Inhalt.

		Seite
1.	Der Prater und seine letzten Mohikans	1
2.	Die Musiknoth	8
3.	Zigarre und Handschuh	15
4.	Der Tanz eine Wissenschaft	22
5.	Der Theaterverbitterer	29
6.	Salon und Presse	37
7.	Billard und Spieltisch	44
8.	Der Kunstsalon	51
9.	Oberon und die Wiener Zofe	58
10.	Kleinkalifornien in Wien	66
11.	Die Urenkel des Hanns Sachs oder die Wiener Schusterjungen	73
12.	Kamelien auf der Bühne	82
13.	Das Fräulein von der Seife	90
14.	Das Ballet in Wien	99
15.	Die Wiener Volkssänger	107
16.	Scholz im Olymp	117
17.	Der nordische Herkules und die Wiener Fiaker	128
18.	Therese Krones und die Prinzessin vom Tandelmarkte	136
19.	Der Wechselfälscher	144
20.	Die Konzertsaison	158
21.	Die Hexenküche in der Jägerzeile	167
22.	Krippenspiele in Wien	177

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

N.Y.P.
4/11/53

DEC 8 '61 H

FEB 26 '62 H

Digitized by Google

Digitized by Google